eXperimenta

07/
08/
12/

Herausgegeben von Rüdiger Heins, Carolina Butto Zarzar und Luise Hepp

Sati(e)risch Reutemann „Die globale Eskalation von Gewalt“
Maya Rinderer Romanauszug „Ester“
Gedichte von Sören Heim, Edith Lomovasky-Goel und Marcela Ximena Vásquez Alarcón
Philip J. Dingeldey „Ichzeit und Essayzeit“
Bilder von Stefan Noss und Reinhard Stammer

Die Fantasie der Lippen

Titelbild: Reinhard Stammer, Zwei Grazien, 30 x 40 cm 1985

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben - www.inkas-institut.de

Inhalt — Seite

Editorial
Rüdiger Heins — **3**

Sati(e)risch Reutemann
„Die globale Eskalation von Gewalt“ — **4**

Ringelnatz — **5**

Maya Rinderer
Romanauszug „Ester“ — **5 – 14**

Impression
Rüdiger Heins — **8 – 9**

Maya Rinderer
Interview — **15 – 16**

Sören Heim
Gedichte — **17 und 46 – 55**

Edith Lomovasky-Goel
3 Gedichte zweisprachig — **18 – 24**

Marcela Ximena Vásquez Alarcón
Gedichte — **26 – 29**

Philip J. Dingeldey
„Ichzeit und Essayzeit“ — **31 – 34**

Maya Rinderer
Gedichte Trilogie Teil 1 — **35 – 36**

Jennifer Bodrow
Projekt „Free Spirit TLV“ — **37 – 39**

Marlene Schulz
„Das perfekte Manuskript“ — **41 – 42**

Marlene Schulz
„Das perfekte Foto“ — **43**

Rüdiger Heins
„Das Exposé“ — **44 – 45**

Edita Christ
Rückblick Himmerod im Mai — **56**

Barbara Konrath
Die Krabbenfamilie — **57**

Anett Dutschke
Fee-Ich bin ein Straßenkind — **58 – 59**

Seminar Haus Sonnenegg — **60 – 61**

Evelyn von Warnitz
Glücksformel — **62**

Angelika Knipfer
Wettbewerbe und Stipendien — **64 – 67**

Redaktionelles: Saskia Pasion — **68**

Impressum — **66**

Björnsson
Hörspieltipps — **68 – 69**

Fotografien und Illustrationen: Jennifer Bodrow, Rüdiger Heins, H.-J. Buch

Bilder: Stefan Noss, Reinhard Stammer

< Reinhard Stammer: Der Herr beschütze dich und dein Lama, 60 x 140 cm, 2012

Liebe Leserinnen und Leser,

die bewusste Benutzung von Worten bereichere unser Leben, davon ist der Glücksforscher Milhaly Csikszentmihalyi überzeugt. Die traditionelle Form des Erzählens, das „gesprochene Wort“, hat einen besonderen Unterhaltungswert und hebt das Wohlbefinden. Die verbale Kommunikation, bei der interaktiv Worte sich zu wertvollen Informationen verdichten, ist im Grunde genommen Hauptzweck einer Unterhaltung.

Schreiben befreit die Seele. Diese Metapher formuliert für viele Menschen, die sich dem kreativen Schreiben widmen, eine Möglichkeit, verkrustete Erinnerungen zu visualisieren, um Gefühlen freien Lauf zu lassen, sie ins „Fließen“ zu bringen. Flow beim Schreiben – Flow mit Worten.

„Dichtung ist eine der besten kreativen Nutzungen von Sprache. Da Verse dem Verstand ermöglichen, Erfahrungen in kondensierter Form zu bewahren, sind sie ideal, um das Bewusstsein zu formen.“ So nachzulesen bei Csikszentmihalyi, dem Chicagoer Psychologieprofessor. Schreiben ist also ein Ausdruck ursprünglicher Kreativität. Konzentration auf innere Schichten der Seele kann autobiografische Momente wieder beleben, damit sie in einem schöpferischen Prozess geordnet werden.

Menschen, die sich dem Creative Writing zuwenden, berichten immer wieder davon, wie gut es ihnen tut, wenn sie sich etwas „von der Seele geschrieben“ haben. Schreiben dient also nicht nur dazu, etwas los zu werden, sondern verhilft auch zum Gefühl, etwas getan zu haben, was das Wohlbefinden stärkt.

Dabei taucht die Frage auf: „Was war zuerst da, der Gedanke oder das Gefühl?“ Die Evolutionsforschung sagt, dass bei den Hominiden zunächst die Gefühle entwickelt wurden. Gefühle aus Angst, Gefühle der Überraschung, Gefühle bei Gefahr, Gefühle des Wohlbefindens, Gefühle der Bedrohung. Gefühle, die für die Entwicklung des Homo Sapiens von großer Bedeutung waren, weil sie ihm zu Beginn seiner Evolutionsgeschichte das Überleben auf dem Planeten Erde ermöglichten.

Viel Spaß beim Lesen der eXperimenta

Rüdiger Heins

www.ruedigerheins.de

Sati(e)risch Reutemann

die globale eskalation von gewalt

die menschenrechte werden
mit füßen getreten nicht nur in syrien
sie haben derzeit keinen starken anwalt
menschen werden brutalst zusammengeschossen
die angriffe auf ihre unversehrtheit
& ihre rechte sind unerträglich
das globale menschenbild für mehr freiheit
& die soziale verantwortung
werden mehr & mehr beschädigt
sie werden rechtlos gemacht
man ermordet frauen kinder
ihre schmerzen bleiben unbehandelt
sie sind schwerst traumatisiert
der große zaster bestimmt den lauf der welt
da bleiben die menschenwürde
die demokratie der rechtsstaat die freiheit - werte
einst in der westlichen welt entstanden
schon mal auf der strecke
werden in vielen ländern eingeschränkt
sind bedroht nicht nur in russland china syrien iran

die gewalt eskaliert global
die politiker werden als lobbyisten der großen knete
entsprechend geknetet
damit die autoritären herrscher von china
& anderen ländern ihre völker
weiter brutal unterdrücken
regimekritiker werden verfolgt gefoltert
merkel hat bei ihrer letzten chinareise
sich gefallen lassen dass regimekritische chinesen
die zu ihr wollten verhaftet wurden
protestiert hat sie dagegen nicht
da will man natürlich keine wohlstandseinbußen
riskieren denn china ist bald der größte markt der welt
das zeigt sich auch bei den rüstungsgeschäften
mit islamischen ländern
wie den 270 leoparden für saudiarabien
wir haben uns inzwischen zum drittgrößten
waffenproduzenten der welt gemausert
& diese waffen müssen sich rentieren
auf auf zur menschenjagd mit deutschen waffen
damit es den waffenkonzernen
samt politlobbyisten noch besser geht

© fritz reutemann

Fritz Reutemann (*1947 in Lindau), Sozialarbeiter, Schriftsteller, Lyriker, Poet und Texter.

Erste Veröffentlichungen 1969. Wichtige Projekte mit Jazzmusikern wie Wolfgang Lackerschmid (Vibes) und Künstlern sind Ausdruck seiner Vielseitigkeit. Er ist 2. Sprecher des VS (Region Bayerisch-Schwaben) im Verband deutscher Schriftsteller. Außerdem Mitinitiator bei der Organisation des Irseer Pegasus in der Schwaben-Akademie Irsee seit 1998. Er ist Mitglied der Künstlervereinigung DIN 4.

Fritz Reutemann versteht sich als politischer Dichter ohne den moralisch erhobenen Zeigefinger.

Bibliographisches: Portrait 1972, Urula & Lyrisches, 1995 Julian Verlag; Wilde Gedichte, 2001 Geest Verlag; Hängt den Frieden höher, 2003 Verlag, Signathur Schweiz; Veröffentlichungen in unzähligen Anthologien und Literaturzeitungen.

Maya Rinderer

Romanauszug „Ester“

Kapitel 4

Die nächsten Tage blieben unverändert, bis auf den Hunger, der allmählich unerträglich wurde. Schließlich sah sich Rivka gezwungen, die von ihr versteckten Vorräte für den Ernstfall hervorzuholen. Dafür, dass sie das nicht früher getan hatte, erntete sie die Empörung der Kinder, doch sie meinte, nun hätten sie wenigstens länger etwas, als wenn sie bereits vor Tagen damit begonnen hätten, die Notration aufzuessen. Esther war ganz ihrer Meinung und entschied, dass es nur eine Mahlzeit am Tag geben sollte. Mit heißem Wasser aufgeweicht schmeckte das Brot fast gut. Esther nahm einen der harten Laibe und legte ihn in ihre bereits halb gepackte Tasche, einen zweiten gab sie ihrer Mutter, die ihn in ihren Koffer legte. Sie wurde von ihrer Tochter nicht gefragt, warum sie packten. Sie packten langsam, damit es ihnen erschien, als hätten sie viel mitzunehmen. Als gäbe es etwas, das sie an ihrem jetzigen Aufenthaltsort hielt. Sie würden nicht zurück in ihr Haus gehen, obwohl Rivka das immer wieder sagte. Es kam noch ein weiterer Brief. Rivka wurde immer unruhiger.

»Sie bringen uns an einen schlechten Ort«, sagte Esther. »Warum fliehen wir nicht einfach?« Die Aussicht auf eine Flucht erschien ihr sehr verlockend, aber ihre Mutter war nicht sonderlich davon begeistert.

»Das bringt nichts«, pflegte sie zu sagen. »Wir gehen in unser Haus zurück. – Nein, wir lassen uns nicht umsiedeln. Sei still, Esther!«

Manche der Nachbarn packten auch ihre Koffer und gingen. Sie hatten keine Angst. Sie hatten keine Bedenken. Sie sahen keinen Grund, den Befehl zu verweigern. Sie gingen und kamen nicht wieder.

Esther saß auf ihrem Bett und legte ihre wertvollsten Besitztümer in die Tasche: das Tagebuch der Großmutter, die Fotos. Sie legte auch noch drei Decken dazu, weshalb sie die Tasche kaum zubekam, aber irgendetwas sagte ihr, dass die Decken mitten im Winter nicht falsch sein konnten.

Rachels Blick ruhte auf einem Punkt in weiter Entfernung. Sie war ruhig und ausnahmsweise schrie sie nicht; es schien ihr an nichts zu fehlen, sie war nicht unglücklich, sie verstand nichts. Und das war besser für sie. Ihre großen blauen Augen waren nun beinahe zugefallen. Für Rivka war es faszinierend, ein

Joachim Ringelnatz

ICH HABE DICH SO LIEB

Ich habe dich so lieb!
Ich würde dir ohne Bedenken
Eine Kachel aus meinem Ofen
Schenken.

Ich habe dir nichts getan.
Nun ist mir traurig zu Mut.
An den Hängen der Eisenbahn
Leuchtet der Ginster so gut.

Vorbei - verjährt -
Doch nimmer vergessen.
Ich reise.
Alles, was lange währt,
Ist leise.

Die Zeit entstellt
Alle Lebewesen.
Ein Hund bellt.
Er kann nicht lesen.
Er kann nicht schreiben.
Wir können nicht bleiben.

Ich lache.
Die Löcher sind die Hauptsache
An einem Sieb.

Ich habe dich so lieb.

Kind mit blauen Augen zu haben, da keiner aus ihrer Familie blaue Augen gehabt hatte, bis auf Großmutter Rachel.

Dunkle Vorahnungen und beängstigende Gedanken krochen wie furchteinflößende Schatten durch ihren Kopf. Unwirkliche und nicht ernst zu nehmende Albträume. Nichts als Illusionen, entsprungen einer ausschweifenden Fantasie. Esther sagte nichts zu ihrer Mutter, sie würde sie nur wieder zurechtweisen und ihr befehlen, sich keine Geschichten auszudenken, die nicht stimmten und nur den kleinen Schwestern Angst machten. Esther wünschte, sie könne sich selbst davon überzeugen. Es wird schon nichts passieren, alles wird gut, versuchte sie sich einzureden, doch es funktionierte nicht. Das unangenehme Gefühl blieb und nervös huschte sie andauernd vom Fenster zur Tür und verharrte dort einige Augenblicke reglos, lauschend, als erwarte sie, irgendetwas Beunruhigendes zu bemerken. Doch nichts dergleichen geschah. Es blieb ruhig.

Aber ein Unheil nahte. Esther konnte es spüren, selbst wenn sie nicht wusste, was es war. Sie würden kommen. Und ihre Familie würde nie wieder in ihr Haus zurückkehren.

Erschöpft ließ sie sich auf ihr Bett neben Rachel nieder. Ihr Blick schweifte durch das kleine Zimmer und blieb am Fenster haften. Hinter der milchigen Glasscheibe fiel immer noch der ekelhafte Schneeregen, der die Sicht aus dem Fenster teils verhinderte und sich auf der Fensterbank niedergelegt hatte. Schon einige Zentimeter hoch. Durch die kleinen, noch nicht vom Schnee verdeckten Ausschnitte der Fensterscheibe konnte Esther auf die von aufgeweichtem Schmutz bedeckte Straße sehen. Sie machte Gestalten aus, schwarze Schemen, die sich langsam, aber gezielt bewegten, sie gingen mit festen Schritten die verlassene Straße entlang, ohne auf dem schlammigen Untergrund auszurutschen oder gar zu straucheln. Ihre Köpfe waren wegen des Unwetters gesenkt, mit hochgezogenen Schultern kämpften sie gegen den Wind an.

Alle Alarmglocken läuteten in ihrem Kopf, so laut, dass es in den Ohren dröhnte. Oder war es das heiße Blut, das sie wie das tosende Meer rauschen hörte? Bewegungsunfähig starrte Esther weiter hinaus auf die Straße. Es war soweit. Sie hatte gewusst, dass der Augenblick kommen würde. Nicht wissend, was sie nun tun sollte, drehte sie sich um und spürte, wie ihr Gesicht heiß anlief. Sollte sie zu ihrer Mutter gehen und ihr sagen, dass sie etwas unternehmen mussten? Nur noch einmal schaute Esther flüchtig aus dem Fenster, ganz vorsichtig reckte sie sich und lugte über das Fenstersims durch das angeschlagene Glas, das weiß schimmerte. Vielleicht kamen sie ja gar nicht ihretwegen. Bestimmt gingen sie vorbei ...

»Mama!« Esther klopfte energisch gegen die Tür. Sie hatten etwas Ungesetzliches getan, sich widersetzt, und nun kam die Strafe. Die Verzweiflung stieg in ihr hoch wie der unaufhaltbare Wasserschwall einer Flut, in der sie ertrinken würden. Sie sah es vor sich. Die Stille, die einzig und allein von ihren Rufen durchbrochen wurde, steigerte ihre Angst. »Mach auf!«, schrie sie und legte ihr Ohr gegen das Holz, um zu lauschen, ob überhaupt jemand in dem Zimmer war. Auf einmal kam sie sich eigenartig verlassen vor.

Sie verlor beinahe den Halt, als die Tür ohne Vorwarnung aufgerissen wurde.

»Bist du noch ganz bei Sinnen?« Rivka stand da, vollständig bekleidet mit Wintermantel und warmen Schnürstiefeln, in der Hand trug sie den Koffer, den sie bereits seit Tagen packte.

»Es kommen ...«, keuchte Esther, hielt jedoch inne. Wer kam? Sie wusste es nicht. Waren es Polizisten? Feinde? »Wahrscheinlich wegen uns.« Atemlos presste sie ihre Hände in die Seite, als wäre sie soeben eine weite Strecke gerannt. Plötzlich fühlte sie sich völlig erschöpft.

»Ja, ich weiß«, gab Rivka unbeeindruckt zurück und schob sich an Esther vorbei auf den Gang.

»Wir fliehen?«, fragte Esther erleichtert und deutete auf den Koffer und die Bekleidung ihrer Mutter. Es deutete alles darauf hin. Sie würden frei sein ... Sie wollte bereits in ihr Zimmer eilen, um ihre eigene Tasche und Rachel zu holen, da wurde sie von Rivka unterbrochen.

»Fliehen?«, wiederholte sie überrascht. »Warum denn?«

»Was?« Ungläubig blieb Esther wie angewurzelt stehen, den Mund vor Erstaunen weit offen.

»Du dachtest doch nicht etwa –« Rivka lachte bitter. »Geh und hol die restlichen Sachen, Esther. Und sage den Kindern, sie sollen sich anziehen und ebenfalls ihren Koffer mitbringen.«

Wie in Trance ging Esther zu ihren Geschwistern und teilte ihnen mit, sie müssten die Wohnung nun verlassen. Ihre Stimme war hohl und sie fühlte sich auf eine merkwürdige Weise abwesend. Als sie wieder in ihrem Zimmer war und die schlafende Rachel auf den Arm hob, hörte sie ein Pochen an der Tür.

Die Zeit schien plötzlich stillzustehen. So viele Gedanken rasten gleichzeitig durch Esthers Kopf, dass es ihr vorkam, als würde sie schon tagelang so dastehen und aus dem Fenster starren, nicht nur seit ein paar Sekunden.

Die Enttäuschung über ihre Mutter schnürte Esther die Kehle zu und war beinahe schlimmer als der Zorn, die Wut, die Verzweiflung. Wie konnte ihr das nur angetan werden? Wie konnte nur zugelassen werden, dass sie alles verloren, alles hinter sich ließen, alles aufgaben? Sie wollte nicht aufgeben. Sie wollte kämpfen, sie wollte stark sein, sie wollte rennen. Sie wollte rennen und niemals wiederkehren, sie verlangte so sehr nach der ihr unbekannten Kraft, die durch ihren Körper strömte, sie vorwärts trieb, ihrem Laufen einen Sinn verschaffte. Die ewige Straße unter ihren Füßen. Der Weg in die Freiheit, das Laufen auf diesem Weg – weglaufen. Immer fort, immer glücklich, immer befreit. Esther konnte kaum einen klaren Gedanken fassen; das Pulsieren in ihr verwirrte sie, der Lärm ihrer Entschlüsse ängstigte sie. War sie entschlossen? War sie bereit? – Eigentlich wusste sie das nicht sicher. Floh sie nun, verriet sie ihre Familie.

Aber war nicht sie diejenige, die verraten worden war? Von ihrer eigenen Mutter? Hintergangen, betrogen, belogen ... Jedes dieser Wörter versetzte Esther einen schmerzhaften Stich, aber die Wut, die durch diese Schmerzen ausgelöst wurde, war irgendwie befriedigend. Sie würde nicht klein beigeben, nicht mitgehen wie ein braves Mädchen. Natürlich hatte sie keine Vorstellung von dem, was sie erwartete. Sie war sich nur dessen bewusst, dass sie nicht an diesen fremden Ort wollte. Wie schön wäre es doch, in ihr altes Leben zurückzureisen. Es war, als erinnere sie sich an das Leben einer Fremden, von der sie in einem ihrer Bücher gelesen hatte. Eine erfundene Person, die in ihrer heilen perfekten Welt lebte. Aber in Wahrheit ... in Wahrheit war alles anders.

Esther wirbelte herum und eilte in den Gang. Sie achtete nicht auf das, was um sie herum geschah. Sie hörte nicht, wie Rachel von den harschen Stimmen aufwachte und zu weinen begann, wie Rivka ohne Widerspruch den Männern von der Gestapo folgte und Jakov Mirjam an der Hand nahm. Esther blendete alles aus, spürte nicht, wie sie gestoßen wurde, wie sie draußen auf der Straße hinfiel und angebrüllt wurde. Sie rappelte sich wieder auf und machte sich keine Gedanken darüber, wie leicht der Koffer im Gegensatz zu Rachel war. Wie ihre Umhängetasche unbequem an ihrer Seite hing und der Riemen ihr immer wieder die bloße Haut am Hals schürfte. Sie nahm nicht wahr, wohin genau sie geführt wurden, sie konnte nicht genau sagen, was mit ihren Familienmitgliedern geschah. Was diese Männer taten. Warum sie sie zur Eile antrieben. Nur dass es lauter wurde, merkte sie irgendwann. Und dass Ruhe sich in ihr ausbreitete, selbst wenn sie dagegen ankämpfte. Es war gut so, es war schon in Ordnung. Die beiden sich bekriegenden Gedanken in ihrem Kopf wurden bald leise. Die Seite, zu der sie nicht gehalten hatte, würde schlussendlich siegen. In den Gassen des Industrieviertels, durch das man sie trieb, stank es unangenehm. Der Schnee war grau wie die Mauern der Gebäude, der Rauch, der aus den Schornsteinen quoll, und der Himmel, selbst wenn sie sich nicht sicher war, ob er nicht von dem grauen Rauch verdeckt wurde oder die Wolken selbst diese Farbe angenommen hatten. Immerhin hatte es aufgehört zu schneien, aber die Kälte blieb. Wenn es so sein sollte, sollte es so sein. – Nein, das sollte es nicht! Ein plötzlicher Schwall wieder aufflammender Zweifel und Ängste

Impression, Rüdiger Heins

kam in ihr hoch, aber sie unterdrückte ihn. Sie musste sich eine andere Taktik überlegen, obwohl ihr Herz nun verräterisch klopfte und sie sich öfter umsah. Sie konnte nicht rennen. Noch nicht jetzt. Esthers Blick fiel auf ihre Mutter, die einige Schritte vor ihr ging. Sie empfand keinerlei Wärme oder Mitgefühl ihr gegenüber. Nicht einmal die natürliche Liebe eines Kindes zu seiner Mutter, wie sie verblüfft feststellte. Sie hasste sie einfach und wollte ihr weh tun, wollte sich rächen, wollte ihr heimzahlen, dass sie von ihr hintergangen worden war.

Die Menschen standen dicht gedrängt am Bahnsteig. Esther hatte ihren Koffer abgestellt, die Umhängetasche, die ihre wichtigsten Besitztümer und ein wenig Essen enthielt, behielt sie bei sich. Rachel hatte die Augen geschlossen und hielt sich am Kragen von Esthers Mantel fest. Während sie einschlief, entglitt er ihren kleinen Fingern und Esther zog sie näher zu sich heran. Wenn sie ihre Schwester so fest umklammert hielt, schlug ihr Herzschlag ruhiger.

»Ich will nicht –«, flüsterte sie eindringlich ihrer Mutter zu, die sie allerdings mit einem Zischen unterbrach. »Mama, das ist nicht gut«, begann Esther von neuem und senkte ihre Stimme noch mehr, doch die Eindringlichkeit legte sie nicht ab.

»Sei still!« Rivka griff nach Mirjams Hand und machte einige Schritte nach vorne. »Nimm den Koffer, Esther. Du hast jetzt mitzukommen.«

Esther schwieg. Sie rührte sich nicht. Ihr Blick wanderte langsam über das Gesicht ihrer Mutter. Wie konnte Schönheit nur in so kurzer Zeit zerstört werden? Die tiefliegenden Augen waren von Falten umrahmt und die Wangenknochen traten deutlich unter der farblosen Haut hervor.

»Wir haben keine andere Wahl«, flüsterte Rivka und presste ihre Lippen zusammen. »Es wird alles gut, Esthie. Sie bringen uns an einen besseren Ort.«

Esther erschauderte beim Klang des Flehens in den Worten ihrer Mutter. »Ich will nach Hause«, sagte sie bestimmt. »Ganz nach Hause. In unser Haus. Ich will in mein eigenes Bett, liegen und schlafen.«

»Ich will auch nach Hause«, sagte Mirjam deutlich und um einiges lauter als Esther.

Rivka drückte sanft ihre Hand. »Wir gehen jetzt nach Hause. Irgendwie.«

»Das ist eine Lüge!«, zischte Esther durch ihre zusammengebissenen Zähne. Rivka überhörte es.

»Wir fahren mit dem Zug?« fragte Mirjam begeistert und versuchte, einen Blick auf die Züge zu erhaschen. Auch ihr gab Rivka keine Antwort.

»Du weißt genauso gut wie ich, dass sie uns nicht an einen besseren

Ort bringen. Weshalb hast du das den Kindern erzählt, es wird dadurch nur härter für sie, in einer noch winzigeren Wohnung mit noch weniger Essen zu sein!« Esther betrachtete Mirjam, auf deren Gesicht die kurz aufflackernde Freude wieder erloschen war. Ruth stand stumm neben Jakov, lehnte sich müde gegen seine Schulter und schloss ihre Augen. Sie wirkte friedlich, Jakov misstrauisch.

»Diese Umsiedlung ist wichtig ... um Platz zu schaffen.« Rivkas Stimme brach. Sie schluckte und versuchte, sich wieder zu fassen. »Ich will doch auch nicht weg. Ich wollte nie ...«

Der Menschenzug setzte sich in Bewegung. Esther blieb stehen. Kurz entschlossen bückte sie sich und griff nach dem Koffer. Sie drückte ihn Ruth, die noch keinen trug, in die Hand. Diese öffnete verwirrt den Mund um zu protestieren, doch Jakov nickte. Rivka drehte sich um und ihr Zorn wich reinem Unglauben.

»Das tust du nicht«, sagte sie und streckte die Hand nach ihrer Tochter aus.

Esther schüttelte grimmig den Kopf und wich zurück. Einen kurzen Augenblick lang meinte sie, ihre Mutter gezwungen lächeln zu sehen, aber sie war sich nicht sicher: ihre Augen blieben im Schatten.

»Rachel«, hauchte eine dünne Stimme.

Mehr hörte Esther nicht mehr. Sie wandte sich ab und rannte.

Kapitel 5

Sie rannte und blieb nicht stehen. Die Menschen, die sie beiseite stieß, drehten sich verärgert nach ihr um. Sie hörte nicht, ob sie ihr etwas nachriefen – es war ihr auch egal. Taumelnd erreichte sie den vorderen Rand des Bahnsteigs und bog nach links ab, hastete an den Wartenden vorbei und suchte nach einem Ausweg. Dicker Rauch wurde über die vielen Köpfe geblasen, die Silhouetten der Fabrikgebäude und der Markthalle wirkten bedrohlich und schienen einen lähmenden Schatten über Esther zu legen. Ihr war, als würde sie jeden Augenblick zusammenbrechen. Aber ihre Füße trugen sie weiter in Richtung der Gleise. Zurück konnte sie nicht mehr, also lag die einzige Möglichkeit zur Flucht vor ihr. Weshalb tat sie das? Sie blinzelte die Zornestränen weg und versuchte, durch den Sicht trübenden Schleier genug zu erkennen, um nicht zu straucheln und zu fallen. Fallen, das durfte sie nicht. Der Fall wäre ihr Ende. Esther spürte nichts und dachte nichts, als sie schließlich kurz innehielt. Alles um sie herum war verschwommen, fern und unwirklich. Das Gewicht ihrer kleinen Schwester, die sie noch immer in den Armen trug, und das der Tasche nahm sie nur am Rande wahr. In ihrer Hast und dem Versuch, sich schnell zu entscheiden, was sie nun tun sollte, zuckten ein paar verzweifelte Hilferufe durch ihren Kopf. Jeder konnte sie sehen. Was würde passieren? – Ein Zug würde sie erfassen und mit sich reißen ... Der Tod kam sowieso. – Tatsächlich? Woher wusste sie das? – Sie wusste es nicht. Sie wusste überhaupt nichts. Esther Levi wusste nichts von der Gefahr, vor der sie floh. Aber sie tat es trotzdem.

Ohne sich weitere Gedanken zu machen, lief sie weiter. Die vor ihr liegenden Gleise erschienen ihr wie ein unüberwindbares Hindernis. Sie würde beim Versuch, auf die andere Seite zu gelangen, gewiss umkommen! Sie wollte sich bereits umdrehen und auf den Bahnsteig zurückkehren, als sie die aufgeregten Stimmen hinter sich hörte. Jetzt. Rachel fest an sich gepresst, rannte sie; mit geschlossenen Augen lief sie so schnell sie konnte nach vorne. Wenn der Tod kam, sah sie ihn nicht. Es würde schnell gehen. Hoffentlich tat es nicht weh. Der Weg auf die andere Seite erschien ihr endlos. Würde sie sie jemals erreichen? Sie stolperte, stand so schnell sie konnte wieder auf. Sie hörte Lärm, sie schluchzte erstickt in ihrer verzweifelten Panik. Was hatte sie nur getan? War es Selbstmord? Esther wagte nicht, die Augen zu öffnen. Sie konnte nicht einmal sehen, ob sie

in die richtige Richtung lief. Immer gerade aus, immer der Freiheit entgegen, zurück nach Hause, zurück in ihr Leben, zurück zum Glück. Sie stieß mit dem Fuß gegen ein Gleis, fiel, schlug auf dem Boden auf. Blieb liegen. Sie war fast da ... sie war fast da! Aber Esther konnte sich nicht rühren. Rachel schrie. Ein Zischen. Weshalb lag sie so herum? Woher kam das Zischen? Das Rauschen? Der Tod? Wie aus einem Traum erwachend riss sie die Augen auf und sah es: der Albtraum war nicht vorüber. Sie war mittendrin gefangen. Und der Zug raste unaufhaltbar auf sie zu.

Dann – nichts. Es war vorbei. Ende. Dunkelheit. Der Tod war nicht gerade bequem: Kieselsteine bohrten sich in ihren Körper und Schreie eines kleinen Kindes drohten ihr Trommelfell zu zerfetzen. Der Geruch war unverändert. Sie spürte einen Luftzug nahe an ihrer Seite. Vorsichtig hob sie den Kopf und starrte fassungslos auf den Zug, der nun stehen blieb und den Bahnsteig verbarg, auf dem ihre Familie stand. Ihr Verstand hatte einige Schwierigkeiten damit, zu begreifen, was eben geschehen war. Irgendwie schaffte sie es, sich aufzurappeln. Sie musste sich wohl rechtzeitig im richtigen Augenblick zur Seite gerollt haben. Esther konnte nicht umhin, leise aufzulachen. Sie nahm Rachel, die unverletzt schien, aber in diesem Augenblick achtete Esther kaum auf sie. Verdattert stand sie da und konnte es nicht fassen. Ein Wunder! Dann lief sie weiter. Sie fühlte sich, als würde sie fliegen, als wäre sie endlich frei.

Orientierungslos eilte sie die schmale Straße entlang. Nur fort. Weit fort. Sie wusste nicht, wohin ihre Füße sie trugen. Sie hatte Seitenstechen und die kalte Winterluft brannte in ihrer Lunge. Keuchend gelangte sie an einen Flusshafen, drehte sich wieder um und rannte zurück durch die Gassen, die Furcht kam wieder in ihr hoch und sie sog das Geräusch der Schiffssirenen in sich ein wie etwas, an dem sie sich festhalten konnte: ein Rettungsring, ein Hoffnungszeichen, ein Antrieb. Ihr war nicht einmal bewusst, dass sie verfolgt wurde. Dass jeder Schritt anstrengender war, dass sie den Weg nicht kannte. Dass sie ihre Mutter hasste – oder meinte, ihre Mutter zu hassen –, war das Einzige, woran sie denken konnte. Irgendwann kam sie zu einer etwas breiteren Straße und sie bereute, auf dem Weg zum Bahnhof nicht besser aufgepasst zu haben. Die grauen Häuser des Industriegebiets erschienen ihr völlig fremd. Sie schlitterte über den grauen Schnee, fiel jedoch nicht hin. Das Gesicht ihrer Mutter ließ sich nicht verscheuchen, es schwebte vor ihr und wurde nur umso deutlicher, je hektischer sie es wegzublinzeln versuchte. Der hasserfüllte Wunsch, die schlaffen Wangen zu zerkratzen, die Finger in die tiefliegenden Augäpfel zu bohren, kam in ihr hoch und schmeckte wie Gallensäure. Esther spukte auf den Boden und stand plötzlich vor dem Haus, aus dem sie heute Morgen geholt worden waren. Was hatte es überhaupt gebracht, sich nicht gleich zur Umsiedlung einzufinden? Rivka hatte nie wirklich vorgehabt, nach Hause zu gehen: lauter Lügen, lauter leere Worte, leere Versprechungen, leere vergebliche Hoffnungen. Und jetzt ... jetzt waren sie alle fortgewischt, als hätte man Staub von einer Tischplatte geblasen. Esther hatte unter dieser nebelhaften Staubschicht eine glänzende Fläche erwartet, wo alles wieder klar und glatt und glänzend war. War es aber nicht. Das Holz war zerkratzt und hässlich. Der Lack sprang ab, warf an manchen Stellen Blasen. So sah die Situation aus, der Tisch in Esthers Vorstellung, die Tür, die sie nun aufstieß. So schnell sie konnte, hastete sie die Treppe hoch und stürzte in die Wohnung. Sie fand sie im selben Zustand vor, wie sie verlassen worden war. Nur ungewöhnlich leer und kalt. Obwohl sie erst seit kurzem fort waren, wirkte sie unbewohnt, aber das war irgendwie schon immer so gewesen. Selbst als Menschen in ihr lebten, gelang es ihrer Wärme nicht, in die wenigen Möbel, die Wände, die Luft überzugehen. Sie waren leblos, vielleicht weil es diesen Menschen an Lebendigkeit gefehlt hatte. Nur die bedrückende Enge war zurückgeblieben. Esther stand in dem Raum und starrte an die Decke, den Kopf in den Nacken gelegt. Ihr ganzer Brustkorb zitterte. Sie war allein in der Leere gefangen und wusste zwar, was sie wollte, wusste aber nicht, wie sie es erreichen konnte. Waren ihre bunten Wünsche unerreichbar, schillernde Seifenblasen, verdammt zu zerplatzen?

Das Poltern riss sie aus ihren Gedanken. Sie wirbelte herum und hörte Stimmen. Ihr Herz begann abermals zu rasen, sie konnte sich aber nicht von der Stelle rühren. Sie hatte verloren. Nun würde

man sie zurückbringen, das böse, weggelaufene Mädchen. Das ungezogene Mädchen, das Mädchen, das seine Mutter hasste, das sich seiner Mutter widersetzte. Das jüdische Mädchen, das den Zug doch nicht verpassen durfte. Den Zug wohin? Was auch immer dieses jüdische Siedlungsgebiet war, sie wollte nicht an diesen Ort. Alles schlug wieder auf sie ein, all ihre Kraft, ihr Wille zu kämpfen. Zu kämpfen, um ihren Willen durchzusetzen. Oder ihren Unwillen. Sie wollte frei sein und frei handeln und frei leben. Aber nun? War sie gefangen, war sie in der Falle? Esther lehnte ihre Wange gegen Rachels Kopf und wich einige Schritte von der offenen Wohnungstür zurück. Schatten wanderten über die Wand – oder vielleicht bildete sie es sich nur ein. Kriechende Schatten, dunkler als die graue Mauer des schmalen Treppenhauses. Schwere Schritte, lauter werdende Stimmen. Sie stieß mit dem Rücken gegen ein Hindernis, es ging nicht mehr weiter. Fußbodendielen knarrten unter Füßen, die beinahe den Raum betreten hatten, in dem Esther nun gegen die Wand gepresst stand. Sie wirbelte kurz entschlossen herum, packte den Fenstergriff und versuchte, das Fenster zu öffnen. Esther rüttelte energisch daran, doch es klemmte ... außerdem lag der Erdboden draußen viel zu weit unten. Es wäre unmöglich, unversehrt dort hinab zu gelangen. Esther drückte ihre Stirn gegen die Scheibe und starrte hinunter; ihr Atem kam stoßweise im Gleichklang mit ihrem wild pochenden Herzen und beschlug das kühle Glas. Der winzige verlassene Hinterhof wirkte beinahe friedlich in seiner ruhevollen Einsamkeit. Esther erinnerte sich daran, wie das herab fallende Laub des hageren Baumes vor wenigen Wochen durch die Lüfte getanzt war: als wäre das Leben eine schlichte, schwerelose Tatsache – kein Ereignis tanzte aus der Reihe. Schwerelos ... bedeutete das etwa unbeschwert? Ein dürres, farbloses Fleckchen Gras in der Mitte des Hofes, leblose Erde von Schwere herabgezogen. Schwer drückten die Hauswände den Wind zusammen. Esthers Fingerkuppen rutschten über die Fensterscheibe, an der sie sich nicht festhalten konnte. Sie versuchte, sich zu beruhigen und darauf gefasst zu machen, nun zu ihrer Mutter zurückgebracht zu werden. Sie wollte nicht wissen, was sie dort erwartete. Nein, sie schämte sich nicht dafür, davongelaufen zu sein. Ihre Wut war immer noch ungezügelt und tat beinahe weh. Nein, natürlich war ihr Verhalten nicht kindisch. Nicht kindisch ... nicht kindisch! Sie wollte den Teil in ihr, der dies andauernd behauptete, anbrüllen, niederschlagen, doch das würde nichts bringen. Bereit für das, was sogleich den Raum betreten würde, ließ sie ihre Schultern hängen und drückte Rachels Gesicht an ihren Hals. Der Sabber des Babys berührte ihre Haut und sie wollte ihn wegwischen, tat es aber nicht. Flüchtig flackerte ihr Blick zu der Türe, die in den nächsten Raum führte und sie überlegte, ob sie laufen sollte, dachte, dass sie sowieso schon in der Klemme war und dass der Tag nicht schlimmer werden konnte. Machte einige Schritte, ihre Augen hingen aber immer noch an der sperrangelweit geöffneten Haustür. Unkonzentriert und hin und her gerissen in ihrer Unentschiedenheit stolperte sie über ihre eigenen Füße. Es gelang Esther gerade noch rechtzeitig, sich an einer offenen Schranktür festzuhalten, diese schwenkte wegen dem plötzlichen Gewicht aber zu und schleifte Esther mit sich. Die Schranktür schloss sich genau in dem Moment, als die Wohnung betreten wurde und Esther im finsteren Inneren des dunklen Schrankes saß, wohin der Zufall oder das Glück sie verfrachtet hatte. Durch den schmalen Spalt zwischen den beiden Türen konnte Esther sehen, wie zwei Männer in der Wohnung auf und ab gingen. Sie hörte, wie nach ihr gesucht wurde.

»Schau unter den Betten nach«, sagte ein Mann zum Anderen. Er selbst steuerte direkt auf Esther zu. Sie legte ihren Kopf schief, um ihn besser sehen zu können ...

Esther realisierte nicht sofort, dass der Mann direkt auf sie zusteuerte! Sie drehte ihren Kopf so schnell, dass es knackte, und starrte auf die Rückwand des Schrankes, als erwartete sie, dort eine Fluchttür zu erspähen, aber natürlich war da keine. Sie war heute Morgen ausgeliefert gewesen, war es immer gewesen, würde es immer sein. Weshalb zögerte sie es hinaus? Sie könnte genauso gut jetzt aufstehen und aus dem Schrank klettern, sich wortlos zurück zum Bahnhof bringen lassen. Stattdessen verkrampften sich ihre Hände und ein schmerzendes Dröhnen erfüllte ihren Kopf. Sie drückte sich noch mehr auf die Seite bis der schmale Lichtstrahl, der hereinfiel, sie

nicht mehr berührte. Der Schrank war leer, keine Mäntel boten ihr irgendeine Möglichkeit, sich zu verstecken. Sie versuchte, sich noch kleiner zu machen, kauerte sich zusammen und hörte auf zu atmen, als eine der beiden Schranktüren geöffnet wurde und ein breiter Streifen Licht die eine Hälfte des Schranks erhellte. Esther saß auf der Schattenseite. Und einen Augenblick später war es wieder vollkommen finster –

»Hier ist sie nicht.«

»Wie kommt die drauf, abzuhauen?«

»Keine Ahnung. Gehen wir.«

Erst nachdem die Stimmen und Schritte schon sehr lange verstummt waren, wagte Esther es, sich wieder zu rühren. Sie hob den Kopf und streckte ihre Füße aus. Sitzend hatte sie in dem leeren Schrank bequem Platz. Und als sie ihre Hand von Rachels Mund wegnahm, bemerkte sie erstaunt, dass sie eingeschlafen war. Anfangs behagte die Erleichterung ihr nicht ganz, aber dann schlich sich ein vorsichtiges Lächeln auf ihr Gesicht. Sie lehnte sich gegen die Schrankwand und nahm das Tagebuch ihrer Großmutter aus der Tasche, die auf ihren Knien lag. Esther tastete den gräulich-blauen Einband ab, sie konnte die weiche Farbe beinahe fühlen. Augen in dieser Farbe hätte Esther gerne gehabt. Augen von der Farbe des Meeres an einem Wolken verhangenen Tag. Ihre eigenen Augen waren haselnussbraun, nicht schokoladenfarben wie etwa die ihrer Mutter. Ihre Augen ähnelten denen des Vaters. Als das traurige Lächeln ihre Mundwinkel verzog, spürte sie die harte Salzkruste, die ihre Tränen hinterlassen hatten. Esther rubbelte sie weg, dann dachte sie an die beruhigenden Augen ihrer verstorbenen Großmutter. Dunkelblau, wie der klare Himmel in einer Sommernacht, wie Tinte. Mit Sternen übersät. Endlos tiefe Weiten.

Wie lange sie noch so im Dunkeln saß und Farben durch ihre Gedanken streiften, wusste sie nicht genau. Irgendwann schliefen ihre Füße ein und sie musste aufstehen und aus dem Schrank steigen. Das Sonnenlicht, das auf dem Boden tanzte, überraschte sie und auf einmal sah der Raum nicht mehr ganz so grau und vereinsamt aus. Er roch beinahe heimatlich. Das Geräusch, das ihre Schritte auf dem knarrenden Boden verursachten, war vertraut und angenehm. Ihre Ruhe ließ Esther abermals vorsichtig lächeln und sie lehnte sich gegen den Türrahmen, den Blick die Treppen hinab gerichtet.

Etwas in ihren Armen bewegte sich und sie war ziemlich überrascht, Rachel zu erblicken. Nun, da sie ihre volle Aufmerksamkeit auf das Baby richtete, war sie schockiert darüber, es mitgenommen zu haben. Warum hatte sie es nicht zurückgelassen, als sie ihrem Instinkt gefolgt und geflohen war? Wie sie jetzt hier allein dastand mit diesem kleinen Kind, konnte sie gar nichts tun. Aber so wirklich hatte sie gar nicht gewusst, was sie tun wollte, nachdem sie davongerannt war. Ihr Vorhaben, in das große schöne Haus zurückzukehren, nur um die schönen Tapeten, das bequeme Bett und die Möbel wiederzusehen, erschien ihr nun lächerlich und sie wusste, dass es unmöglich war. Kurz fragte Esther sich, wer jetzt wohl auf dem Klavier ihres Vaters spielte, wessen Finger über das Elfenbein glitten, was für Lieder diese Person spielte. Ihr Magen zog sich unangenehm zusammen, als ihr bewusst wurde, dass sie nie wieder in ihr Haus zurückkehren konnte. Weil es nicht mehr ihr Haus war. Es war nur eine dieser kleinen hübschen Villen in einem besseren Viertel, durch deren Tor andere Menschen gingen. Die Anderen. Diese Erkenntnis war so bedrückend, dass Esther beinahe ihr Entsetzen über Rachel vergaß, das aber jäh wieder Besitz von ihr ergriff, als sie merkte, dass sie nirgends hin konnte. Es gab keinen Ort, an dem sie sein wollte und durfte. In dieser leeren Wohnung zu bleiben, konnte ihr auf Dauer kaum etwas bringen.

Dieses Mal fand sie den Weg leichter und obwohl ihre Ängste sich verändert hatten, wusste sie nicht, ob sie deswegen weniger schrecklich sein sollten. Sie lieferte sich aus – oder, um es harmloser auszurücken: sie ging dorthin zurück, wo sie sein sollte. Brav, folgsam. Zwei Adjektive, mit denen sie sich ungern bezeichnete. Weil ihr nicht passte, was sie brav und folgsam tun sollte. Aber wie

sie nach dem Loslaufen nicht mehr hatte umkehren können, war es jetzt ausgeschlossen, nicht weiterzugehen. Wie man sie am Bahnhof empfangen würde, wollte sie sich gar nicht ausmalen. Vor den Männern, die nach ihr gesucht hatten, fürchtete sie sich weniger als vor der Reaktion ihrer Mutter. Bei dem Gedanken daran wurde ihr leicht übel und allmählich wurden Rachel und die Tasche zu schwer. Gerne hätte sie sich einfach niedergesetzt, aber sie hätte es selbst dann nicht getan, wenn der Boden trocken und warm gewesen wäre. Das patschende Geräusch ihrer Füße, die durch den nassen Schnee schlurften, erfüllte ihre Ohren und war zu laut. Aber sie schaffte es nicht, sie höher zu heben. Betonklötze waren an ihre Fußknöchel gekettet.

Zuerst meinte sie, an den falschen Ort gelangt zu sein. Hier war es zu ruhig. Beklemmend still. Der Platz war leer und nur ein einziger Güterzug stand auf einem der Gleise. Die Gebäude wirkten sogar noch riesiger als Esther sie in Erinnerung hatte, da ihre Umrisse in der sonnigeren Helligkeit markanter gegen den Himmel standen. Esther konnte weder atmen noch schlucken. Ihr Herz hörte auf zu schlagen, das Blut hörte auf durch ihre Adern zu fließen, ihr Gehirn hörte auf zu arbeiten, sie bewegte sich nicht mehr. Und trotzdem stand sie aufrecht da und war nicht tot. Die darauffolgenden Schläge ihres Herzens taten weh, wie auch ihr ganzer schwerer Körper weh tat. Sie war verlassen und allein, alles wegen einer kindischen Dummheit, weil sie nicht brav und gehorsam sein konnte! Ihre Familie war weg bis auf Rachel, die sie aus Versehen mitgenommen hatte. Aus Versehen ... all dies war ein schreckliches Versehen, sie wollte nicht zurückbleiben, sie wollte zu ihrer Mutter und ihren Geschwistern! Aber nun konnte Esther das Geschehene nicht mehr rückgängig machen. Sie musste erwachsen sein und mit dieser Situation leben. Was für Möglichkeiten blieben ihr also? Sie konnte unmöglich in Frankfurt bleiben, aber ihr war auch schleierhaft, wohin sonst sie gehen sollte. Eine winzige Stimme in ihrem Kopf bemühte sich, die alles überflutende Panik zu übertönen. »Nur fort. Es gibt ein neues Leben und ein neues Glück. Geh dorthin. Egal, wo es ist. Du bist bereits weggelaufen und dein Weglaufen wird nicht enden, bis du dein Ziel erreicht hast.«

Esther konnte das Ziel nicht sehen. Es lag in so weiter Entfernung, dass es noch lange dauern würde, bis es am Horizont auftauchte. Vielleicht war das Ziel das Ende. Vielleicht bedeutete das Ende den Tod. Und vielleicht ... vielleicht – wer wusste das schon? – gab es ein Ziel, ihr zu diesem Zeitpunkt noch unbekannt, das kommen würde. Und dann wäre es da. Sie wäre da. Am Ziel.

© Maya Ronderer

Maya Rinderer, geboren 1996 in Dornbirn, schreibt von klein auf Kurzgeschichten, Gedichte und Romane. Im Alter von zwölf Jahren begann ihre Arbeit an ihrem Debütroman Esther, der 2011 im Bucher-Verlag erschien und ihrem Großvater, einem aus Ungarn stammenden Holocaust-Überlebenden, gewidmet ist.

Interview mit Maya Rinderer

eXperimenta: Maya, du bist 16 Jahre alt und hast im vergangenen Jahr einen Roman im Bucher Verlag veröffentlicht. Seit wann schreibst du?

Maya: Geschichten erzählt habe ich immer schon. Bevor ich schreiben konnte, haben meine Eltern sie für mich aufgeschrieben. Mit acht habe ich dann mein erstes Kinderbuch verfasst.

eXperimenta: Das Thema Holocaust ist doch in Deiner Generation Geschichte. Wie kommt es, dass du ausgerechnet darüber deinen ersten Roman geschrieben hast?

Maya: Seit ich herausgefunden hatte, dass mein Großvater ein Holocaustüberlebender ist, während seine ganze Familie umkam, wollte ich immer mehr darüber erfahren, allerdings wurde über das Thema kaum gesprochen – und vor allem nicht mit den Kindern. Ich wollte meinen Großvater über seine Vergangenheit ausfragen, er konnte aber nicht darüber sprechen. Ich spürte jedoch, dass ich mich damit befassen musste. Und da schreiben immer schon mein Weg war, mit Dingen klarzukommen, erfand ich Esther und ihre Geschichte.

eXperimenta: Dein Großvater war also auch im KZ, wie alt warst du, als du das erfahren hast?

Maya: Als ich ungefähr sechs Jahre alt war, reisten meine Mutter und mein Großvater nach Krakau. Für meinen Großvater war es das erste Mal wieder in Auschwitz seit dem Krieg. Ich verstand nicht, warum ich nicht mit durfte und begann selbst zu forschen.

eXperimenta: Hat dein Großvater dir viel von seiner Zeit im KZ erzählt?

Maya: Er sprach nie darüber, deshalb konnte ich auch nicht seine Geschichte schreiben. Erst nachdem „Esther“ veröffentlicht wurde, begann er langsam, Einzelheiten zu erzählen, die niemand zuvor gehört hatte. Das ist das Beste, was ich mit meinem Buch erreicht habe.

eXperimenta: Wenn er dir so wenig erzählt hat, woher hast du dann deine Informationen bekommen?

Maya: Die Recherche für den Roman dauerte ein halbes Jahr, bevor ich überhaupt anfing zu schreiben. Meine Quellen waren Bücher, Filme und das Internet. Ich wollte, dass die Geschichte von Esther so passiert sein könnte, obwohl sie fiktiv ist.

eXperimenta: Was hat das mit dir gemacht, einen Roman über die Vernichtung der Juden während der Naziherrschaft zu schreiben?

Maya: Die Arbeit an dem Roman, die begann, als ich elf war, dauerte fast vier Jahre, also war es eine Zeit, in der ich mich sowieso viel veränderte. Zusätzlich über ein solches Thema zu schreiben hat mich auf jeden Fall geprägt, gleichzeitig hat es mir geholfen, über die Vergangenheit hinwegzukommen. Früher habe ich viel geweint, wenn ich an die Vernichtung all dieser Menschen gedacht habe, heute bin ich mehr abgehärtet und kann mich selbst auch mehr davon distanzieren, fühle mich nicht mehr schuldig, heute in dieser sicheren Zeit zu leben, während mein Großvater all dies durchmachen musste.

eXperimenta: Wie haben sich deine Figuren ent-wickelt?

Maya: Ich habe die Figuren der Geschichte angepasst. Die Art wie sie denken und fühlen und handeln ist sehr wichtig. Ich habe mir überlegt, was ihre größten Ängste sind, woran sie wachsen könnten, ob sie scheitern oder nicht. Esthers größte Angst war, ihr Zuhause und ihre Familie zu verlieren. Deshalb musste genau das eintreten.

eXperimenta: Glaubst du, der Holocaust könnte sich wiederholen?

Maya: So etwas darf nie wieder passieren, nieman-dem, keine Gruppe von Menschen sollte für etwas, das sie ist oder für ihre Meinung jemals wieder verfolgt werden. Ich glaube, dass man sich an den Holocaust erinnern muss, ihn im Bewusstsein behalten muss. Vergessen wäre das Schlimmste, was passieren könnte, deshalb sind immer neue Bücher, Filme etc. wichtig. Wenn die Leute vergessen, was geschehen ist, könnten Ausgrenzungen unterschätzt werden und ausarten.

eXperimenta: Wie konnte es deiner Meinung nach zu diesem Genozid kommen?

Maya: Die schwierige wirtschaftliche Lage damals ermöglichte es, dem Hitler-Regime an die Macht zu gelangen, die Menschen brauchten Sündenböcke und Antisemitismus war weit verbreitet. Und Engstirnigkeit. Wir brauchen mehr Offenheit und Kommunikation in dieser Welt.

eXperimenta: Du bist Jüdin. Hast du Angst, der Holocaust könnte sich wiederholen?

Maya: Nicht direkt, weil ich Jüdin bin, eher allgemein. In meinem ganzen Leben wurde ich persönlich erst einmal mit Antisemitismus konfrontiert, ich habe viel eher Angst vor Rassismus gegen heute mehr präsente Minderheiten.

eXperimenta: Wie stehst du zu Israel?

Maya: Meine Mutter ist in Israel aufgewachsen, deshalb besuchen wir häufig unsere Verwandten dort. Ich liebe die Kultur, die wegen der komplexen Migrationsgeschichte sehr vielfältig ist, vor allem mag ich das Arabische, das mir meine syrische Großmutter vermittelt. Politisch denke ich, dass Israel viele Fehler gemacht hat und dass es noch an Dialog mangelt. Ich selbst habe auch arabische Freunde und sehe hier Potenzial für ein gutes Zusammenleben. Es braucht eine Zwei-Staaten-Lösung, die Politik muss liberaler und offen werden. Die Kriege machen mich nicht nur traurig, sondern sie bedrohen mich auch persönlich, meine Familie, meine Freunde – auf beiden Seiten.

eXperimenta: Schreibst du an einem neuen Roman?

Maya: Derzeit bin ich in der Anfangsphase von einem neuen Roman, der in der Gegenwart spielt und vor allem von der Jugend zwischen Österreich und Israel handelt.

eXperimenta: Wie sieht eigentlich dein Schreiballtag aus?

Maya: Den gibt es eigentlich fast nie, weil ich kaum Zeit habe, richtig zu schreiben. Schreiben ist eher etwas für Zwischendurch, für die Nächte, für das Warten an der Bushaltestelle.

eXperimenta: Willst du später einmal im Hauptberuf Schrifstellerin werden?

Maya: Ich denke ungern so weit in die Zukunft. In zwei Jahren werde ich maturieren, ich weiß noch nicht einmal, in welchen Fächern, danach kommt ein Studium, von dem ich auch nur eine ungenaue Vorstellung habe. Schreiben werde ich immer, das weiß ich sicher, weil ich ohne das Schreiben verrückt werden würde, ich brauche es einfach. Ob es jemals reichen wird, um davon zu leben, kann ich nicht abschätzen.

eXperimenta: Vielen Dank für das Gespräch

Maya: Vielen Dank.

Das Interview führte Rüdiger Heins.

Sören Heim

2 Gedichte

es spricht ein schauer

man bedenke, die grillen
am wasser dort. sie haben
noch einen traum (oder
zwei) und den abendstern
der über den hügeln untergeht
beachten sie nicht, und die große
welt, und ihren weg und die berge
auch. man bedenke, die grillen
zirpen dazu, und die welt ist,
ich wag es: musik.
auch lieblich jetzt klänge regen

© Sören Heim

erdachtes berichten

du kannst sie aber suchen
in den büschen diese blumen
des belanglosen.
du magst sie dann auch finden
wie du willst
ich finde nichts daran
auszusetzen
ist das schreiben bis auf weiteres.
dennoch weiter geht's verstammelt
blühen die schwänze
der wasservögel wie gedichte
im rosmarin.

© Sören Heim

Reinhard Stammer

Edith Lomovasky-Goel

Selección de poemas

Los mares rojos, del poemario Monólogo en la arena (2004) traducido por Konradin Grossmann

Mares rojos

Las telenovelas
desnudan mi pudor
La sensiblería de mis letras
El celular se queda entre mis sábanas
mudo e inmóvil como la silueta del desamor con datos
específicos:
el día
la hora
la cifra
Yo,
esa niña de nueve años
mirando un barco yugoslavo
en el mar rojo de la Plata.
Este otro
el verdadero
repite en mis flancos
las huellas silenciadas
los reproches
un reguero de sol
Aquí se acabaron
las anclas
Escribo el nombre de Dios con mi diestra
Y no hay ancla
Hay pronósticos de incendio intencional
las ambulancias
parten
la noche en dos
el cuerpo en dos
la vida en dos
A pesar de las antorchas
y el sonido de una sirena extravagante
hay una rajadura en el pecho de los héroes
por donde huyen los disturbios
el himno inconfesable
la incongruencia de una playa nudista y el debris
En esta tierra de promesas mal cumplidas
es de tarde
es tarde
Queda aún
el resto de la eternidad
para nombrarlo todo
No hay ancla
El hada benigna cruza esta noche
iluminada por los focos del siniestro
Cómo huir a la frontera
con todas las arabias
Cómo preguntarle al cielo
desde el cuenco ileso de mis ojos
por qué
todavía
a pesar de todo
no hay ancla

© Edith Lomovasky-Goel

Rote Meere

Die Liebesfilme im Fernsehen
entkleiden meine Scham
Die übertriebene Empfindsamkeit meiner Buchstaben
Das Handy bleibt zwischen meinen Leintüchern liegen
stumm und unbeweglich wie die Umrisse der Lieblosigkeit
mit spezifischen Daten
der Tag
die Stunde
die Ziffer
Ich,
dieses Mädchen von neun Jahren,
das ein jugoslawisches Schiff ansieht
im roten Meer aus Silber.
Dieser Andere
der Wahrhaftige
wiederholt in meinen Weichen
die stillschweigend übergangenen Spuren
die Vorwürfe
ein Rinnsaal von Sonne
Hier hörten auf
die Anker
Ich schreibe den Namen Gottes mit meiner rechten
Und es gibt keinen Anker
Es gibt Prognosen über einen internationalen Brand
Die Krankenwagen
Teilen
die Nacht in zwei
den Körper in zwei
das Leben in zwei
Trotz der Fackeln
Und dem Klang einer extravaganten Sirene
Gibt es einen Riss in der Brust der Helden,
aus dem die Unruhen entfliehen
die ungestehbare Hymne
das Missverhältnis zwischen einem Nacktbadestrand und
dem Debris (?)
Auf dieser Erde schlecht erfüllter Versprechungen
Ist es nachmittags
Ist es spät
Es bleibt noch
der Rest der Ewigkeit,
um es alles zu benennen
Es gibt keinen Anker
Die gütige Fee durchkreuzt diese Nacht,
beleuchtet von den Lichtquellen des Unglücksfalls
Wie fliehen an die Grenze
mit all den Arabien (?)
Wie fragen den Himmel
Von meinen Augenhöhlen aus,
warum
gibt es,
noch,
trotz allem,
keinen Anker

(Übertragung: Konradin Grossmann)

Desierto,del poemario Monólogo en la arena (2004) y Tel Aviv verano 2003 invierno 2003 siempre el mismo cielo, del poemario Cuerpo mediterráneo (2008), original en español traducido al inglés por la autora.

Desierto

Las partículas de cuerpos sin voz
se volatilizan
en las ranuras de una canción
En la máscara
En la asfixia.

En el miedo tripulante
de una nave sin cielo.

En el roce de nuestro planeta con Dios
este desierto perdió todos los oasis.

Si pudiera
perdería para siempre
el insoportable peso de las patrias.

© Edith Lomovasky-Goel

Wilderness

The particles of voiceless bodies vanish
through the slots of a song
in a mask
in asfyxia
through the fear
driving a vessel
with no sky

This desert has lost
all its oasis
in the place where the planet touches God

If I only could
I would loose the unbearable load
of homelands.

© Edith Lomovasky-Goel; Translated from Spanish by the author

Stefan Noss:
5 Haare so etwas grün

Stefan Noss: eins mehr 2

Tel Aviv verano 2003 invierno 2003 siempre el mismo cielo

Wonna be somewhere else nowhere

Nos queda
el eco de una ventana
a otra ventana
a otra ventana
a otra ventana
al mar
a otro río

La gente balbucea
una babilonia diminuta

Esta ciudad no es
la clonación de mi amsterdam

A pesar de tanto tránsito febril
aquí
no es la cuna
ni el festival de nada verdadero
que nació verdaderamente
porque es
aquí

Una procesión de sicomoros
irrumpe
y me devuelve una oquedad
en un verano inmóvil siempre tan igual

Siempre ese cielo esplendoroso
Este lugar tiene la acritud de una promesa incumplida
largamente
en los ojos de todos

Bulevar Har Tzion

Wonnabe
wonnabe

Edith Lomovasky-Goel, born in Argentina in 1952 and emigrated to Israel in 1972; M.Ed. on Linguistic Education in Multicultural Societies. Candidate to a Ph D at the Hebrew University of Jerusalem, focused on a historical – literary research on the representation of the Indians and Europeans in the new Argentinian and Chilean historical novels; Art education in Italy – the Academy of Fine Arts in Florence and Zen Calligraphy and Painting – from the Japanese Zen Master, Katsuo Ishii. She is highly interested in Peripheries and Literatures, focusing on non-hegemonic writing:

www.literaturasyperiferias.wordpress.com/editora-edith-lomovasky-goel/

She has written 14 Poetry books in Spanish and two in Hebrew. She is an active visual artist, illustrator, educator and translator. In 20110 she opened a project on reciprocal poetic translation:

www.centrodetraduccionliterariarecipr.blogspot.co.il/2010/04/por-que-traduccion-reciproca-uno-de-los.html

Presently she is involved in the translation of Tarahumara and Mapuche new poetry into Hebrew.

Esto no es brasil ni siquiera en los mejores festivales
con los mejores huéspedes con la mayor carrocería de aplausos
y pasos ensayados
con mucha aplicación en los mejores cursos de salsa
en la salsa falsa
en la salsa hambrienta de otra salsa
otra piel se necesita
falta otra piel

Y todo ese ritmo cae a un tren que jamás se repite
no hay rutas no hay islas esto es una isla pero no hay alrededor hay
pavimento hay un metal y este cielo digno de basílicas y no de esta calle
áspera en las suelas y en la voz también esta calle sin sonrisa

MP3 Kazalite instituto cervantesinstituto de amistad
Ni siquiera las amistades ni todos los institutos
rozan la otra salsa y la otra casa y la otra calle de la piel

Esto no es cuba y nunca lo será
Esto no es barcelona
por más que sepas el amanecer de un subjuntivo

Siempre estaremos solos aquí
solos y disfrazados de otra cosa

La convocatoria aquí impera
sobre las voces
Y los ombligos al aire aquí
tampoco son ombligos

Son una turbia convocatoria
amiamijenniferlópezenriqueiglesiasrickymartinrodrerigolatinoaysilatinononosotrosporfavortele
novelasgrandesbesosgrandesjuramentospoemasenlastelenovelaspor
unosminutosotrapieldeotros

inglessemidesnudasperodesconfiamosdelos hombresynolesdamosnadalas aparienciasengañan
Nuestro desnudo es más disfraz que cuerpo.
Vicarious life. How pathetic.

Las telenovelas están del otro lado y la piel aquí
sigue impermeable, desde una vitrina mira otras vidas vibrar
y nadie nunca contesta las preguntas de acá
nadie pide perdón ni se arrodilla
ni pide la palma de la mano de los otros
para leer su propio destino
para no callar lo que todos sabemos.

No podemos llorar
podemos
ser de piedra calcinante
lo mayor de este planeta
y sentirnos tan solos
tan distintos
tanto cuchillo a punto de estallar

todo estalla
nada estalla
todo sigue igual
no hay drama
no hay canción
no hay excepciones a la regla.

© Edith Lomovasky-Goel

Stefan Noss: Kopfhörer klotzend, 2006

Del poemario Poesía Delimitada (2011), original en hebreo y traducido al español por la autora

אדית לומובסקי גואל
מתוך **שירה תחומה** (2011)

Desiderata
Perpleja por este golpe de verdad unívoca,
imagino la faena
de acelerar
la desaparición absoluta
del prójimo que amé.

הלומת אמת
שלא משתמעת לשני פנים
אני בודה
בעיני רוחי
את מלאכת זירוז חיסולו של אהובי.

Deseo fervientemente
borrarlo
del espacio intermedio
entre mi aldea
y la gran ciudad

אני מייחלת
להיעלמותו
במרחב הביניים
שבין עירי
לכרך

Que se borre
de mis rezos,
del primero de mis deseos por cumplir.

הסתלקותו
מברכותיי היומיומיות
ומראש המשאלה

Debo señalar
que no se trata aquí
de una desaparición
a nivel de moléculas
ni de toda la biología implicada.

יש לציין
שלא מדובר
בהיעלמותו
ברמת התא ובכל הביולוגיה הכרוכה

Nada puede ya
nacer
de este abismo
entre las fibras de mi carne
y otra piel aromada.

דבר לא מפיס
את התהום
שנפער
בין סיבי בשרי
לבשרו המבושם.

Mi alma nómada
transita
entre el temblor de las sábanas
y una naturaleza muerta

נשימתי נודדת
בין רטט הסדינים
לבין הטבע הדומם.

El pozo del olvido
es infinito.

אין קץ
לבור השכחה.

© Edith Lomovasky-Goel

Stefan Noss: Karierter Langhals

Stefan Noss: so klein Müdgesicht, 2006

Karierter Langhals

und mit etwas rot im Bauch

so klein Müdgesicht

© Stefan Noss, Carmen Diana Gähr

Stefan Noss: und mit etwas Rot im Bauch, 2006

Marcela Ximena Vásquez Alarcón

Texte

Ein Mann nicht

Nein,
ich will nicht Mann sein.

Frau, Frau, Frau,
was ich bin.

Meine eigene Eroberung
als weibliches Wesen,
als einzige Schöpfung, anders.

Bewußtsein jedes Gliedes,
das mich auszeichnet.

Förderung meiner Ideen,
meiner Gefühle,
Aufmerksamkeit und Erfüllung
auf meine Bedürfnisse,
die so eigen von mir sind.
Das Übertreffen meiner Ängste,
die mir auf den Rücken gehängt wurden.

Rettungsaktion für dieses Ganze,
so eigen meiner Essenz.

Meine Intimität
zu veröffentlichen,
die ich jahrelang unterdrückt
konservieren mußte,
versteckt wie eine Sünde,
von Zeitschlössern beaufsichtigt.

Ich bin die Frau,
von Männer begraben,
die jetzt aufsteht.

Ich schüttle meinen Körper
von der Herrenerde
und nackt schaue ich Dich
in den Augen an.

Frau, femme,
Frau, woman,
Frau, mujer.
Frau, Frau, Frau,
was ich bin.

Ein Mann nicht,
nein, das will ich nicht sein.

© M. X. V. A.

Frau sein ist nicht

Frau sein ist nicht, kein Mann zu sein,
und deswegen lebenslang schuldig
gesprochen zu werden.

Frau sein ist nicht, nur Kinder zu gebären
und Geschirr und Kleider zu waschen.

Frau sein ist nicht, Miniröcke anzuziehen
und lackierte Nägel zu tragen.

Frau sein ist nicht, den Kopf zu senken
und der Dominanz Ehre zu erweisen.

Frau sein ist nicht, Dir das Leben zu erleichtern
und mir das eigene zu verweigern.

Frau sein ist nicht, geboren zu werden
um zum Tode verurteilt zu sein
und zum unmenschlichen Umgang.

Frau sein ist nicht, Dir den Gefallen zu tun,
daß Deine Meinung vorherrscht,
und mir auf die Zunge zu beißen.

Frau sein ist ein Mysterium
ein Traum, eine Herausforderung,
ein Ungehorsam,
ein Aufstands- und Provokationsakt.

Frau sein ist auch, Dich zu lieben,
obwohl Du es mir verbietest,
...obwohl Du es nicht verdienst.

Und aufhören Dich zu lieben,
nur wann ich es so will.

© M. X. V. A.

Über Alini

Er hat den Zauber der Rituale gelernt.
Sein Gedächtnis kommt von sehr weit,
aus diesen Orten, in denen man die Wahrheit sagte
und man mit dem Körper und der Seele liebte.

Seine Hände erhalten die Kälte aus erster Zeit,
seine Hände sind immer kalt,
um die Barmherzigkeit des Lebens nicht zu vergessen.

Seine grünen Sonnen erfordern Courage,
angeschaut zu werden.

Sein Mund ist Feuer.
Feuer,
das brennt,
wenn es mich berührt.

Wenn er zu mir spricht,
verschwinden meine Kleider
und es existiert nur
...mein Geschlecht.

© M. X. V. A.

Wie ein Geheimnis

Gestern nacht fand ich Deinen Mund
Auf meinem Bett bemalt,
Dein sauberer Mund,
der sauber von Ängsten war.

Gestern nacht, als ich mein Bett aufmachte,
stieß ich auf Deinen Körper,
Dein weiser Körper,
der sich ohne Verzögerung ergab.

Gestern nacht leckten mir
Dein Körper und Dein Mund
Die Seele
Und sagten mir danach...
Ins Ohr,
wie ein Geheimnis,
wie eine verbotene Liebkosung,
wie ein Rettungsversprechen,
wieviel Du mich noch... liebst.

© M. X. V. A.

Marcela Ximena Vásquez Alarcón, geboren am 8. März 1970 in Concepción, Chile, alleinerziehende Mutter mit zwei Kindern, Teilnahme an internationalen Dichtertreffen Projektwoche Lateinamerika - Projekt gegen Rassismus an der Puschkinschule, Lichtenberg. Bayuma Haus e.V. Berlin.

„VIII Internationales Treffen von Dichterinnen in Mexiko“. Oaxaca, Ciudad de México.

„V. Internationale Dichterbegegnung Lateinamerika – Berlin 2000“.

Dissertation mit dem Thema: „Evaluation multimedialer Lernprogramme nach neuropsychologischen und konstruktivistischen Anforderungen des Lernens – am Beispiel des Erlernens des Deutschen als Fremdsprache“.

Sich lieben

Ungestüm, Wahnsinn, Wetteifer,
sich berühren, beißen, küssen, lecken.
Sich haben.
Schmelzerei, Zittern, Genuß,
Du liebkost mich, ziehst mich herum, feuchtest mich an.
Du bemächtigst Dich.
Uns explodieren lassen, uns umbauen und uns loslassen.
Nach der Pause,
von vorn anfangen, uns zu lieben

© M. X. V. A.

Mit der Phantasie und meinen Lippen bis dorthin, wo der Mann Gott wird

Eine Krone von Küssen
werde ich malen
mit meinem Mund
auf Deinem Körper
um sie dahin zu setzen,
wo
Du Schöpfer des Menschlichen wirst.

© M. X. V. A.

Der Körper verkehrtherum

Küsse mir die Lippen,
befeuchte mir die Zunge,
trinke von meinem Mund,
zeige mir, was ein Kuß ist.
Wenn Du mich berührst,
liegt mein Mund
zwischen meinen Beinen.

© M. X. V. A.

Stefan Noss: streng betupft die Hand am Kinn

Kopfhörer klotzend

Streng betupft die Hand am Kinn

auch zwei Beine grau

© Stefan Noss, Carmen Diana Gähr

Stefan Noss,1963 geboren in Stuttgart, 1996 – 1999 Studium in Wien, Hochschule für angewandte Kunst Meisterklasse Prof. A. Frohner, 2000 – 2004 Studium an der Kunstakademie Düsseldorf, Ernennung zum Meisterschüler bei Prof. A.R. Penck 2002. Seit 1997 zahlreiche Ausstellungen im In-und Ausland, zum Beispiel Wien, Malta, Insel Rügen, Korea, Düsseldorf, Stuttgart, Steinfurt, Wuppertal, Schwäbisch Hall. Köpfe, Gliedmaßen und Physiognomien, eingeflochten in ein feines Netz aus Linien und Farbflächen, kennzeichnen die Arbeiten von Stefan Noss. Im Rhythmus aus expressiver Gestik und Farbigkeit, im Wechselspiel von Abstraktem und Figurativem, aus kräftigen Strichen, zarten Linien und heftigen Übermalungen, entstehen Fraktale der menschlichen Gestalt. Die Kopf-Torsi des Malers bewegen sich zwischen Komik, Groteske, Melancholie und Heiterkeit auf der Bildbühne. Versehen mit scheinbar absurden Bildtiteln wie Halbgesicht den Mund ganz blau, Mittig kniestrumpfgeringelt oder und spitzfußend rot entfalten sie beim Betrachter ihre starke assoziative Kraft und lassen Raum für Interpretationen und eigene Geschichten. Stefan Noss' anonyme Kopf- und Körperdarstellungen sind Chiffren für unterschiedlichste Zustände menschlichen Seins. Die Zahl Acht findet sich sowohl in den Bildmaßen als auch in der Buchstabenzahl der Bildtitel. Sie ist ein Symbol für den Prozess von Werden und Vergehen. Die Acht steht für Erneuerung, Übergang und in ihrer waagrechten Form für die Unendlichkeit des Kreislaufs. Viele der Bildtitel haben nicht nur 17, 26 oder 35 (Quersumme 8) Buchstaben sondern auch fünf oder sieben Silben, was eine Verbindung zum Haiku ergibt. Ein Haiku besteht wiederum aus siebzehn Silben (= Quersumme 8) und so lässt sich das unendliche Spiel mit den Formen auch mit den Titeln der Bilder fortsetzen, indem man sie zu immer neuen Haiku verbindet.

Stefan Noss: auch zwei Beine grau

Philip J. Dingeldey:

Ichzeit und Essayzeit

Über die „literarische Epoche“ unserer Zeit

Der Autor Maxim Biller schrieb am 02. Oktober 2011 im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung (F.A.S.) einen Artikel namens „Ichzeit. Über die Epoche, in der wir schreiben“. Darin wollte er belegen, dass sich im vergangenen Vierteljahrhundert in der Literatur eine bestimmte Art des Schreibens herausgebildet habe. Diese Epoche nennt Biller Ichzeit. Zusammengefasst bedeutet dies ungefähr das Folgende:

Die erfolgreichen Romane der jüngsten Vergangenheit seien in der ersten Person Singular verfasst. Sie würden dabei jedoch nicht nur einfach in dieser Weise erzählen – der Erzähler zeigt sich also nicht allwissend und allmächtig –, sondern sie würden ihre eigenen Erlebnisse krass und bis zu den Grenzen gehend erzählen. Das Ich-Individuum gerate in den Vordergrund – zu Ungunsten der Ideologien, der Postmoderne und der Erzählweisen, wie sie etwa die Gruppe 47 vertritt, gegen die Biller offensichtlich einen persönlichen Groll empfindet. Dadurch gebärden Autoren sich nicht mehr als „auktoriale Tyrannen“, sondern mit ihrem ganzen Körper und ihrer ganzen Seele für die selbst gefühlte oder erfahrene Geschichte. Er folgert daraus:

„Die Literatur braucht wieder ein starkes, glaubhaftes, mitreißendes, suggestives Erzähler-Ich, das stärkste, das es je gab – sonst hört ihr uns, die tief empfindenden Dichter, im immer lauter werdenden Medienlärm nicht mehr.“

Flapsig formuliert er, durch diese Grenzwertigkeit in unserer medienumlärmten, globalisierten und beschleunigten Welt dürfe der Literat auch keine Geschichten aus der pathetischen Distanz schildern, wie es der Realismus tut, sondern müsse etwa statt Balzac eher wie Britney Spears wirken, die gerade im Absturz sich medienwirksam die Haare schert. Es geht um Charaktere, deren Existenzen entweder grenzwertig oder schon gescheitert sind, die Entfremdung immer spürbar und die Extremitäten unserer beschleunigten und vernetzten Zeit. Ich würde es den intensiv gespürten Abgefuckt-Faktor nennen!

Biller führt zahlreiche Beispiele an – von Reinhard Goertz „Irre“, über Christian Krachts „1979“, zu Helene Hegemanns „Axolotl Roadkill“.

Natürlich ist Billers Artikel sehr emotional und einseitig. So verwirft er etwa die Gruppe 47 als nutzlos und kommt zu der Auffassung, dass man sich bald an Jonathan Franzen nicht mehr erinnern werde, weil er eben nicht in der Ichzeit schreibe, obwohl heute noch sein Roman „Freiheit“ als epochal gilt, der zeitgeistlich die USA regelrecht einatmet. Das ist natürlich höchst unwahrscheinlich. Außer der Ichzeit gibt es noch viele weitere Literaturarten, wie den Familienroman, der wieder Aufwind erfährt, oder postmoderne Erzählformen, von denen ich der Meinung bin, dass auch sie ihren Platz in der Literatur verdient haben. Unsere literarische Epoche ist nämlich viel zu heterogen, um sie auf so eine einfache Formel zu bringen, besonders da die Ichzeit nicht auf die Lyrik zutrifft und in der Dramatik dagegen schon lange zuvor teils einen Einzug gefunden hat. Eine evolutionäre Überlegenheit der Ichzeit in unserer Welt ist unwahrscheinlich, trotz des Potenzials der Ichgeschichten. Dadurch ist es schwer bis unmöglich, unsere heterogene Epoche, die man ergo kaum oder gar nicht charakterisieren, ja, kaum als Epoche titulieren könnte, auf einen so einfachen Begriff wie Ichzeit zu komprimieren, es sei denn, es würde allein diese Ichzeit überleben und die anderen Gattungen untergehen, wie es Biller teils hoch utopisch prognostiziert.

Nichtsdestotrotz wollen wir annehmen, dass Biller in seinem Aufsatz ein gutes, wenn auch wenig ausgefeiltes literarisches Modell oder Konzept entworfen hat. Nehmen wir also dieses eigentlich zu vereinfachende Modell und stellen als richtig dar, dass es in den letzten 25 Jahren tatsächlich viele Romane der beschriebenen Art gab, die oft eine hohe Qualität und viel Potenzial - neben anderen Gattungen – haben.

Das ist hier für mein Konzept der Essayzeit die notwendige Prämisse, der wohl viele Leser auch zustimmen. Mit diesem Vorwissen können wir ein erweitertes Konzept entwerfen.

Das Modell der Essayzeit, das ich hier entwerfen möchte, kann eher für sich in Anspruch nehmen, generell auf unsere Epoche zu passen; natürlich ist auch das nicht allgemeingültig, da in unserer „Epoche“ – wie beschrieben – keine komplette Gleichsetzung oder Vereinfachung möglich ist. Ich behaupte nicht, dass dieses Konzept evolutionär oder revolutionär überlegen sei und deswegen die anderen Gattungen überleben würde, wie es Biller für die Ichzeit tut. Ich behaupte auch nicht, dass andere Gattungen nun keine Daseinsberechtigungen mehr hätten, da die Essayzeit viel besser sei. Nein, ich behaupte nur, dass die Essayzeit in den letzten Jahrzehnten zugenommen hat, dies in einem Verhältnis zur skizzierten Ichzeit steht und dieses Konzept viel Potenzial besitzt.

Doch was ist nun diese ominöse Essayzeit, von der hier die Rede ist? Ich meine damit etwas sehr einfaches, im Grunde simples: In dieser Zeit erscheinen in der Literatur immer mehr Verschmelzungen mit der Gattung des Essays. Die fiktive Story eines Romans, einer Erzählung, Novelle, Kurzgeschichte oder dergleichen wird vermischt mit dieser Art der geisteswissenschaftlichen Abhandlung.

Diese Definition ist natürlich sehr schwammig. Das ist jedoch, wenn es um den Essay geht, unvermeidbar. Denn die Gattung des Essays selbst entzieht sich einer eindeutigen Definition. Dadurch ist er wohl die freieste Form des Textens. Meist handelt es sich um einen sachlichen Text, der jedoch in der Art des Vorgehens und der Beschreibung eine Mischform zwischen sachlicher Abhandlung und literarischem Werk darstellt. Er sollte nonfiktional sein. Er kann subjektiv sein, muss es aber nicht. Er kann auch Persönliches beinhalten, muss aber nicht. Bei aller Subjektivität sollte der Inhalt aber nachvollziehbar sein. Er darf fiktive Erzählformen annehmen, zum Beschreiben des Realen. Trotz möglicher Sachlichkeit, vielleicht sogar Wissenschaftlichkeit, muss er nicht wissenschaftlich belegen; nichts muss, aber alles darf belegt werden. Klar ist nur, dass er die Dinge in ihrer Allgemeinheit und Übersicht darstellen soll und dementsprechend keinen Anspruch auf Vollständigkeit beansprucht, geschweige denn Themen erschöpfend bearbeitet. Die Länge ist nicht fixiert: Es gibt einseitige Essays, bis zu solchen von ungefähr 300 Seiten. Diese äußert freie, literarische, aber nonfiktionale Darstellungsform kann eine Herausforderung für den Autor darstellen, wird deswegen gerne gewählt und gilt als eine Art Königdisziplin. Einigen wir uns also schlicht auf die hier oben genannten Charakteristika und besonders eine Mixtur aus Fakt und Fiktion.

Durch diese enorme Freiheit und mögliche literarische Qualität bietet sich der Essay als geistige Abhandlung für die fiktionale Literatur, wie für den Roman und die Erzählung etc. an – und das ist es, worauf wir hier hinausgehen und -laufen.

Genau dieses entscheidende Charakteristikum führt zu jener Affinität zwischen Essay und rein fiktionaler Literatur. Oft war ein Autor, noch zu ideologischen Zeiten, also vor der sog. Ichzeit, geneigt, seine Meinung und Intention anzuspielen oder deutlich auszusprechen, indem er einen Protagonisten oder auch einen auktorialen Erzähler einen Essay in Form eines Monologs halten ließ. Dies finden wir in äußerer Monologform auch im Drama, besonders im progressiven Block, etwa bei Schiller, Brecht, Toller, Bernhard und vielen anderen. Das hat jedoch, wie erwähnt, nichts mit der Ichzeit zu tun. Diese Art der Meinungsäußerung - dass ein kurzer essayistischer Abschnitt von höchstens zwei bis drei Seiten in der fiktiven Geschichte stattfindet, zu Philosophie oder Gesellschaft, die die konkrete fiktive Handlung, auf ein abstraktes und reales Niveau hebt

– ist etwas alltägliches. Hier bietet sich die Sachtextart des Essays am besten an, wegen seiner Mischform zwischen Literatur und Wissenschaft. Gefördert wurde dieser Trend noch durch die personale Verschmelzung von Philosophie und Dichtung. Denn Personen wie Sartre, Camus, Beauvoir, Rousseau, Schiller, Goethe etc. waren beides, Philosophen und Dichter. Dadurch war es naheliegend, dass diese Hybriden erstens schon eine Affinität für die Mischform Essay, als auch für den Einbau essayistischer Elemente in die fiktive Dichtung haben. Jedoch wird der essayistische Abschnitt – auch zur Reflexion, der den Fortgang der Handlung kurz zum Stehen bringt – eingeschoben und wird klar von der eigentlichen Handlung abgegrenzt. Das also war Gang und Gäbe seit der Existenz der fiktionalen Literatur, stellt allein aber kaum etwas Erwähnenswertes dar.

Die Ichzeit - als ein erfolgreicher Teil unserer „Epoche“ – bot und bietet das Potenzial, diese alte Mischung zu verstärken, auszubreiten und zu synthetisieren - zu geradezu essayistischen Erzählformen der fiktionalen Literatur. Denn wenn das Individuum in der ersten Person Singular in den Vordergrund tritt, so treten wir beim Lesen voll und ganz in diesen Charakter ein, atmen seine Luft, leben und fühlen sein Leben, saugen das Mark seiner Existenz in uns auf – ohne die alte Distanz zu wahren, die noch der moderne Roman aufgebaut hat, aber mit der ewigen Entfremdung. Die fehlende Distanz und dass der Autor eben mit seinem Leben, seiner Existenz für den Ich-Erzähler bürgt, bewirken, dass man auch einen konkreten und echten Eindruck in die Gedanken und Gefühle des Erzählers und auch des Autors erhält, tiefer als früher, da die Intensität gesteigert werden soll. Das kann auch dazu führen, dass der Erzähler sich ewig in Gedanken verstrickt, die über die konkrete Handlung abstrakteres Niveau erreichen. Diese Beschreibung kann nun ausarten, in viel längere Essays als zuvor, da sich im Gedanken oft Essays entwickeln, deren Niveau mit dem Intellekt des Charakters steigt. Durch die Entideologisierung in der individualistischen Ichzeit, ist dies eher dialektisch oder unsicher philosophierend und abwägend, wie der Essay; und weniger rein kommentierend. Auch da eher der Essay hier benutzt wird, statt dem bloßen Kommentar zum aktuellen Geschehen, steigt die literarische Qualität der Geschichte. Wir erhalten sinnvoll einen tieferen Einblick, wie der Ich-Erzähler die reale Welt interpretiert – wenn möglich so auf kunstvolle Art und Weise. Diese Mischung bietet nur der Essay!

Auffällig erscheint in dieser Essayzeit nicht nur der exzessive Gebrauch essayistischer Mittel in einem fiktionalen literarischen Text, sondern vielmehr die Synthese mit der fiktiven Handlung. Das heißt also, der Leser kann letztendlich nicht mehr klar unterscheiden, was nun der fiktive Fortgang ist und was reiner Essay. Denn wenn man nur die Schilderung und Wahrnehmung des extremen Ichs vermittelt bekommt, ist diese Unterscheidung zuweilen schwer bis nicht möglich; besonders wenn Protagonist, Erzähler und Autor verschmelzen, überrascht die Verschmelzung von Dichtung und Essayistik nicht mehr.

So finden wir schon im letzten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts Essaygeschichten. So schrieb etwa Bernward Vesper, der ehemalige Lebensgefährte der späteren RAF-Terroristin Gudrun Ensslin, mit dem Buch „Die Reise“ einen sog. Romanessay. Zwar ist dies noch ideologisch aufgeladener und geprägt von den ´68ern, zeigt jedoch gut die Synthese von Roman und Essay im Individuum, das Geschehen und Charaktere reflektiert. Auch Adam Soboczinsky schreibt mit „Glänzende Zeiten“ eben einen Roman, der nach eigenen Angaben nur fast ein Roman ist, da der Ich-Erzähler ewig essayistische innere Monologe hält, die direkt seine alltägliche Umgebung beschreiben und interpretieren. Auch hier geht es um Randexistenzen unserer Gegenwart. So wird hier etwa lange über das Rauchverbot im inneren Monolog diskutiert. Hier zeigen sich aber keine Intentionen des Autors, der etwa gegen das Rauchverbot oder dergleichen ist, sondern nur die Überlegungen des Erzählers, der unschlüssig hin und her schwankt. Er versucht zu einem Schluss zu kommen, aber ein Essay ist eben nicht mehr, als ein Versuch, wie der Name schon sagt. Auch ich selbst habe schon in der kürzeren Prosaform versucht die Essayzeit anzuwenden. In meiner kurzen Erzählung „Das Wattezeitalter“ beschreibt eine junge Frau am Bahnhof zunächst

nur die trostlose, graue und winterliche Umgebung, bis sie sich auf ein dickes Mädchen fixiert und gesellschaftskritisch im inneren Monolog einen Essay entwickelt zum Schlankheitswahn á la Size Zero. Obwohl sie einiges zu analysieren scheint, wird jedoch klar, dass sie sich selbst nicht davor retten kann, selbst in den Strudel geraten ist und auch Gedanken im Entwicklungsstadium wieder verwirft, da sie nicht darüber nachdenken will. Die Erzählung ist also die meiste Zeit ein verworrener, auch teils unstrukturierter Essay – so wie Gedanken eben oft sind –, eingebettet in die Rahmenhandlung der Wartenden und Beobachtenden am Bahnhof. Auch hier wird die Unterscheidung zwischen Dichtung und Essay schwer. Die eigentliche Handlung umschließt zwar ganz klar das eindeutig essayistische Zentrum um den Schlankheitswahn; aber diese eigentliche Handlung ist ebenso vermischt mit nachdenklichen, zynischen und essayistischen Bemerkungen zum Geschehen.

Rückblickend lässt sich über die Essayzeit sagen, dass die schon lange vorhandene Eingliederung des Essays in die fiktionale Literatur mit der Ichzeit nahezu proportional zunimmt, zu richtigen Romanessays etc. So wird der Charakter des Ich-Erzählers – der radikal dargelegt wird, über viele Grenzen hinweg – durch seinen eigenen Essay dargelegt. Der Essay bietet sich durch seine Mischform und nonfiktionale, aber literarische Freiheit geradezu an. Dabei ist das nicht einfach nur eine Eingliederung dessen in die Dichtung, sondern eine Synthese, die eine Unterscheidung kaum bis unmöglich macht.

Jedoch ist die Verbindung von Essay- und Ichzeit nicht bindend, aber förderlich, wie gezeigt wurde. Es würde sich auch anbieten, dass der Charakter des Ich-Erzählers, die Intensität und die Grenzerfahrungen schon hinter sich hat und zynisch und resigniert innerlich bereits den lebenden Zustand verlassen hat, aber nicht seelentot ist. Ein solcher Charakter wäre ein Resultat aus der krassen Ichzeit. Es gibt nichts mehr viel zu fühlen, der Charakter würde vielleicht sogar an Genauigkeit verlieren und schwammiger werden, eher wie ein Schatten seiner selbst. Ein solcher schon abgebauter Charakter der Ichzeit – hier wäre also unklar, ob das noch zur Ichzeit oder eine Folge dessen zu rechnen ist – könnte viel trockener, aber auch bösartiger und enttäuschter einen inneren Essay innerhalb der Erzählung halten. Da der Charakter schon eher schemenhaft ist, würde dies den Essay in der Erzählung noch zentraler erscheinen lassen. Dies habe ich etwa auch im „Wattezeitalter“ versucht, da die unsympathische Protagonistin – schon geschunden – ihren Charakter fast verloren hat; er ist nur noch zu erahnen.

Die Essayzeit wächst mit der Ichzeit, ist aber nicht durch diese gebunden – sie existierte abgemildert schon zuvor, zieht auch abgemildert in die anderen aktuellen Erzählungsformen ein – und kann auch nach der Ichzeit, wenn der Charakter schon abgebaut ist, noch existieren, zuungunsten des Protagonistencharakters, vielleicht dadurch noch stärker und intensiver. Dadurch hoffe ich, dass der Begriff Essayzeit – als intensiveren Gebrauch der Essayistik in der fiktionalen Literatur – eher die aktuelle Literatur erfasst als der eingeschränkte, wenn auch vielversprechende Begriff der Ichzeit.

© Philip J. Dingeldey

Philip Jürgen Dingeldey. Geboren 1990, Studium Geschichte und Politikwissenschaft in Erlangen-Nürnberg, begleitende Veranstaltungen der Journalistik und Philosophie; freier Mitarbeiter und Autor („Hersbrucker Zeitung“, „Nürnberger Nachrichten“ „Straßenkreuzer“, „Die ZEIT“, „Nürnberger Zeitung“); dafür verschiedene Essays, Kommentare, Reportagen, Portraits, Berichte, Videomoderationen und Umfragen verfasst; seit Oktober 2011 Redaktionsmitglied der „Hersbrucker Stadtgespräche“.

Weitere Veröffentlichungen beim Grin-Verlag (Essays und wissenschaftliche Fachaufsätze in Buchform), Kommentare für Deutschlandfunk-Online bzw. für das Französisch-Schulbuch „Horizons Atelier. Médiation“ beim Ernst-Klett-Verlag; Gedichte und Erzählungen z.B. in der Anthologie „Winterreise“, hg. von Rakow, Reinhard, Geest-Verlag, Vechta/Langförden 2011, den „Ausgewählten Werken XIV.“, der „Bibliothek deutschsprachiger Gedichte“, der Zeitschrift „Poesie an der Pegnitz“, der Literaturzeitschrift „Veilchen“ sowie demnächst auch beim Saphir im Stahl-Verlag, der Buchbesprechungs -Community und dem Elbverlag; 2011 ist sein eigener Parabelband „Von berstenden Hirnen und schwarzen Gewändern“ erschienen; seit Oktober 2011 Mitglied der Nürnberger Autorengruppe „Die Schreiberlinge“ von Peter Hellinger.

Maya Rinderer

Trilogie Teil Eins

Lestifica und K.

Ich habe das Glück an meine Wand gepresst, sagt K.
Sagt sie, mit dem Kleeblatt in der Hand.
Sie legt ein Kohleblatt in die Schreibmaschine,
mit dem Stift in der Hand tippt sie,
denn ihr rechter Zeigefinger ist bandagiert.

Wie herum hängt ein Hufeisen verkehrt?
Muss das Glück hineinfallen oder
befindet sich der Schatz am Ende des Regenbogens?
Ich nagle es waagrecht an meine Wand.
Ich habe das Glück an meine Wand genagelt.

© Maya Ronderer

Stefan Noss:
so mit einem Grinsen

Lestifica und K. und M.

Spinnen krabbeln über den gefliesten
Badezimmerboden. Hängen an klebrigen
Fäden von der Badezimmerdecke. Taumeln
wenn sie der Wasserstrahl knapp verfehlt.

Das Fenster und der Badezimmerspiegel
sind beschlagen. Ich schreibe Gedichte
mit meinem Finger hinein. Und verschmiere
meinen warmen Atem. Die zerdrückte Spinne.

Von Fußbodenheizung unbeeindruckt
gehe ich auch im Winter barfuß. Dusche ich
auch im Winter nackt. Esse ich im Winter
zehnmal mehr Spinnen im Schlaf, träum ich.

K. erzählt mir: Ich habe das Glück früher
an meine Wand gepresst. Jetzt aber sitzt
ein Marienkäfer in der Ecke zwischen zwei
Wänden. Marienkäfer sitzt in der Ecke.

Und später kleben zwei Marienkäfer an der
Decke, erzählt K., an der Decke über dem
Boden, dazwischen vier Wände, und in jeder
Ecke sitzt ein Marienkäfer. In jeder Dusche.

Ich hatte das Glück mit Lestifica an meine
Wand genagelt. Während sich die Spinnen
ruhig abseilten. Glück belagert K. gepunktet.
Im Winter, der noch ein bisschen Herbst ist.

© Maya Ronderer

Die Göttin Lestifica.
Ihre Attribute: Kleeblatt, Marienkäfer,
Hufeisen, manchmal Katharina.
Zuständigkeit: G. und K. und M.

Jennifer Bodrow

Tel Aviv, Projekt „Free Spirit TLV“

Tel Aviv. Cosmopolitische, pulsierende Metropole Israels, eine Stadt wie keine andere, seit über 6 Jahren ihre geliebte Heimat und Gegenstand ihres aktuellen Foto-Projekts.

Wer einmal in Tel Aviv war, der weiss wovon sie redet, wenn sie auf den Esprit, den Freigeist, die Magie Tel Avivs verweist, doch so offensichtlich, selbstverständlich und allgegenwärtig dieses gewisse Etwas auch für einen Jeden dort sein mag, desto komplizierter gestaltet es sich doch, es anderen in seinem vollem Ausmaße begreiflich zu machen. Zu Einen gilt es gegen so zahlreiche allgemein vorherrschende Irrtümer und Fehlvorstellungen anzukämpfen, die nicht zuletzt von der häufig einseitigen und Konflikt fokussierten Medienberichterstattung geschürt werden. Auf der anderen Seite ist da dieser endlos erscheinende Facettenreichtum, der diese Stadt, ihre Menschen und das hiesige Leben ausmacht und ohnehin nahezu unmöglich in Worte zu fassen ist und dabei auch für unzählige Fotomotive sorgt.

Das Konzept des “Free Spirit TLV” Projekts ist, möglichst viele Menschen aus der TelAviver Bevölkerung vor einem gleich bleibenden Hintergrund, Graffiti-Wände um genau zu sein, zu porträtieren, wobei einem jeden Teilnehmer vollkommen freigestellt ist, wie er sich oder was er präsentiert. Ziel ist eine Foto-Kollektion, die die diversen unterschiedlichen Charaktere in ihren primären Wesenszügen einfängt und die Kontraste zwischen den verschiedenen Leuten betont, Situations ungebunden und ohne Ablenkung durch Kontraste zwischen den Örtlichkeiten.

Jennifer Bodrow: tlvcollage

Jennifer Bodrow: love

Jennifer Bodrow: diy

Jennifer Bodrow: jumpdawall

Jennifer Bodrow: drush

Jennifer Bodrow: green

Jennifer Bodrow: change

Jennifer Bodrow: streetper

Jennifer Bodrow ist in Deutschland geboren und aufgewachsen. Schon als Kleinkind war sie von dem unausweichlichen Drang getrieben, die Welt mit ihren eigenen Augen, innerlich sowie äußerlich, zu entdecken, erfahren und zu verstehen; die Eindrücke, Entdeckungen und Erfahrungen, die sich ihr darboten, in Bild und Wort einzufangen und ihnen so Ausdruck zu verleihen und durch Kreativität Vorhandenes zu beeinflussen, verändern und es zu etwas Neuem zusammenzufügen. Während der Schulzeit hat sie für zwei Lokalblätter fotografiertundanschließendfüreinigeZeit in New York gelebt, wo sie bei einem Manhattaner Zeitungskonsortium als Fotojournalistin tätig war. Über ein paar Umwege hat es sie dann vor 6 Jahren nach Israel verschlagen, wo sie als gebürtige Deutsche nichtjüdischer Eltern, weder skeptisch noch herzlich aufgenommen wurde und ihr zu Hause gefunden hat.

Jennifer Bodrow: queer

Jennifer Bodrow: world

Jennifer Bodrow: bullshit

Jennifer Bodrow: girlpower

Jennifer Bodrow: stars

Jennifer Bodrow: peace

Jennifer Bodrow: pinup2

Jennifer Bodrow: pinup

Jennifer Bodrow: welove

Marlene Schulz

Das professionelle Manuskript

Sie sind Leserin oder Leser der eXperimenta und haben sich bereits mehr als einmal gedacht, für die – oder eine andere – würde ich auch gerne einmal etwas schreiben.

Tun Sie es! Doch tun Sie es mit Bedacht. Zum einen kommt es auf den Inhalt an. Der Text sollte gut sein, sprich Qualität und vor allem einen künstlerischen Wert haben, ganz gleich, ob es um einen literarischen Text geht, eine Buchbesprechung oder einen Essay. Für die eXperimenta, die moderne Literatur veröffentlicht, sollte der Text entsprechend modern sein und nicht die Kopie eines Stils vergangener Epochen, die den geneigten Leser und die Leserin zum Gähnen verführt.

Neben dem Inhalt ist es wichtig, auf die Form zu achten. Für die Menschen, die hinter den Kulissen sitzen und das Ganze prüfen und bearbeiten, sollte damit eine Arbeitserleichterung verbunden sein. Das steigert die Chance einer tatsächlichen Veröffentlichung. Wahrlich ein gutes Ziel, das es zu verfolgen lohnt, wenn Sie sich schon die Mühe machen.

Schreiben Sie Ihren Text immer, gleich um welchen Inhalt es sich auch handeln mag, auf Normseiten. Will heißen: maximal 60 Zeichen pro Zeile inklusive Leerzeichen und 30 Zeilen pro Seite, mit eineinhalbzeiligem Abstand und in einer Schriftgröße von 12 Punkt. Am besten geeignet ist Arial. Achten Sie darauf, einen breiten Korrekturrand zu lassen, den der oder die Lektorin für die Bearbeitung Ihres Textes benötigt. Entscheiden Sie sich für den Flattersatz und verwenden Sie keine Silbentrennung, nicht automatisiert und schon gar nicht manuell. Vermeiden Sie jede Art von Formatierung, also keinen Fettdruck, nichts, was kursiv gehalten oder unterstrichen ist, keine ausschließliche Kleinschreibung oder ausschließliche Großschreibung, keine Schriftexperimente, keine versteckten Returns, keine eingerückten Absätze, keine stilvoll geformten Einschübe, von denen vor allem Sie selbst beeindruckt sind. Auch kein großes „I“ für die weibliche und männliche Anrede. Nichts davon, und Sie sind auf dem richtigen Weg.

Marlene Schulz
Foto: Suzan Singer-Schulz

Achten Sie unbedingt darauf, dass Ihr Text fehlerfrei ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass auf der anderen Seite ohnehin Menschen sitzen, die den ganzen Tag Däumchen drehen, unglaublich fröhlich werden, wenn Sie endlich einmal einen Text bekommen, bei dem sie so richtig in die Vollen greifen können. Weit gefehlt. Auf der anderen Seite sitzen Menschen, die sich umso mehr freuen, je weniger sie sich mit Formfehlern quälen müssen und sich dafür auf den Inhalt konzentrieren können. Also: Machen Sie sie glücklich! Denken Sie daran: Sie wollen etwas, nämlich eine Veröffentlichung. Also soll Ihre Vorarbeit auch professionell sein.

Versenden Sie keine Baustellen. Lesen Sie Ihren Text mehrmals auf Rechtschreibfehler hin durch. Schlafen Sie ein, zwei Nächte darüber. Manche Fehler finden sich erst nach einer Lesepause. Vergessen Sie bitte die korrekte Zeichensetzung nicht. Bei der eXperimenta können Sie die alte oder die neue Rechtschreibung verwenden, das bleibt Ihnen überlassen, aber entscheiden sollten Sie sich schon für eine und dann im ganzen Text bei der einen bleiben.

Beachten Sie für Veröffentlichungen in der eXperimenta, dass die maximale Textlänge 9.000 Zeichen inklusive Leerzeichen umfasst. Das entspricht fünf Normseiten. Oft liegt die Würze in der Kürze oder anders gesagt: Weniger ist mehr.

Ihr vollkommen fertig gestellter Text sollte also komplett unformatiert in einem gängigen Dateiformat wie *.doc, *.docx oder *.rtf sein.

Mit dem elektronischen Versenden eines Manuskriptes begeben Sie sich in einen Prozess, bei dem jeder und jede bestimmte Aufgaben innehat. Wenn Sie professionell sein möchten, halten Sie sich an die Vorgaben, die hier beschrieben sind.

Die Gestaltung für eine Veröffentlichung ist Aufgabe der Redaktion. Damit haben Sie nichts zu tun. Sie sollten sich in diesem Punkt nicht verleiten lassen, hierzu ungefragt reichlich vorzuarbeiten oder gar auf die Idee zu kommen, Ihren Text etwa mit farbenprächtigen Mustern im Hintergrund zu verzieren.

Marlene Schulz, *1961 in Heidelberg, Studien des belletristischen und journalistischen Schreibens, Stipendiatin am Institut für kreatives Schreiben in Bad Kreuznach

Lesungen auf unterschiedlichen Bühnen, u. a. Stalburgtheater Frankfurt/Main, Burg Eppstein, syntagma Frankfurt/Main, Radio Rheinwelle, Buchmesse Frankfurt/Main

Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften

Wenn Sie das alles geschafft haben, überlegen Sie sich noch ein paar Zeilen für einen kurzen Lebenslauf, der maximal 300 Zeichen enthalten soll. Was wollen Sie die literaturinteressierte Welt über sich wissen lassen? In der Regel ist es für die Leserin und den Leser nicht sonderlich interessant, welche Art von Haustieren Sie gerade züchten oder ob Sie Ihren Blinddarm noch haben oder nicht. Schreiben Sie kurz etwas über sich, was Menschen anspricht: Ausbildung und Beruf, Alter, Wohnort, bisherige Veröffentlichungen in aller Kürze – wenn es mehrere sind, nennen Sie die jüngsten oder interessantesten - und vielleicht, sofern die 300 Zeichen noch nicht ausgeschöpft sind, ein Motto, das Sie beim Schreiben leitet. Kann, muss nicht.

Zu all dem wählen Sie noch ein wirklich gutes Foto von sich aus, auf dem Sie unschwer zu erkennen sind und außer Ihnen sonst niemand und nichts anderes abgebildet ist. Je höher die Auflösung, desto besser.

Wenn Sie das alles beachtet haben – und diese Tipps gelten nicht nur für die eXperimenta – ist eine Veröffentlichung aussichtsreich. Sie dürfen hoffen! Dafür wünsche ich Ihnen viel Glück.

© Marlene Schulz

Marlene Schulz

Das professionelle Foto

oder was Sie tun sollten, um nicht zu schlecht rüberzukommen

Wird Ihr Text von einer Literaturzeitschrift oder für eine Anthologie angenommen, werden Sie unter Umständen aufgefordert, ein Foto von sich einzureichen. Wenn Sie dem nachkommen möchten, wählen Sie ein wirklich gutes aus. Das verdient eine Wiederholung: Ein wirkliches gutes Foto!

Ob Sie wollen oder nicht, Sie treten damit in Kontakt zu Ihrem Publikum. Zeigen Sie sich so, wie Sie wahrgenommen werden möchten. Verstecken Sie sich nicht hinter einem Busch, erscheinen Sie auf dem Foto nicht, als seien Sie von einer Schneewehe verschüttet worden oder im Nebel versunken. Verleihen Sie Ihrem Profil Ausdruck und sorgen Sie unbedingt für Klarheit sprich Bildschärfe.

Ihr Foto ist die Eröffnungsveranstaltung Ihres sorgfältig erarbeiteten Textes. Sie stimmen damit Ihre Leserinnen und Leser ein. Das ist durchaus vergleichbar mit dem Vorlesen: Lesen Sie Ihren Text schlecht vor, leidet er. Benutzen Sie ein schlechtes Foto, leidet Ihr Text auch, mehr als Ihnen lieb sein wird.

Fragen Sie sich bei der Auswahl Ihres Fotos, ob Sie wirklich das den Leserinnen und Lesern von sich zeigen wollen:

Ich im Skiurlaub, im Badevergnügen, beim Wandern, kurz vor der Mondlandung.

Ich, irgendwo ganz dahinten. Such mich.

Ich, kurz vor der Urteilsverkündung, unbedingt wegschauend.

Ich beim Telefonieren, den Blick gen Boden gerichtet.

Ich mit Sonnenbrille, wie ich mich gerade selbst fotografiere (man sieht es am ausgestreckten Arm).

Ich in der Ecke eines Schummerlichtes, rauchend, lesend.

Ich, mit dem bitteren Ernst der Welt per Du, die Mundwinkel bis zu den Fußknöcheln gezogen.

Auch das Gegenteil ist nicht besser: weit geöffneter Mund, ein clowneskes Lachen. Sie sind weder im Zirkus noch auf einer Beerdigung!

Sie zeigen sich der Öffentlichkeit, die Sie nicht kennt. Nehmen Sie Kontakt mit Ihren Leserinnen und Lesern auf. Schauen Sie sie an, zeigen Sie, dass Sie bereit sind, sich auf Ihr Publikum einzulassen. Strahlen Sie Offenheit aus. Ihr Foto ist Ihre Eintrittskarte.

Greifen Sie nicht einfach in die Urlaubsfotokiste, sondern lassen Sie sich gezielt für eine Veröffentlichung fotografieren. Wählen Sie mit Bedacht aus.

Stellen Sie sich nicht nur die Frage, wie Sie rüberkommen wollen. Fragen Sie sich auch, was Sie Ihrer Leserschaft wirklich zumuten möchten.

Zeigen Sie Ihr ausgewähltes Foto durchaus anderen Leuten, bevor Sie es verschicken. Holen Sie sich ehrliche Meinungen ein.

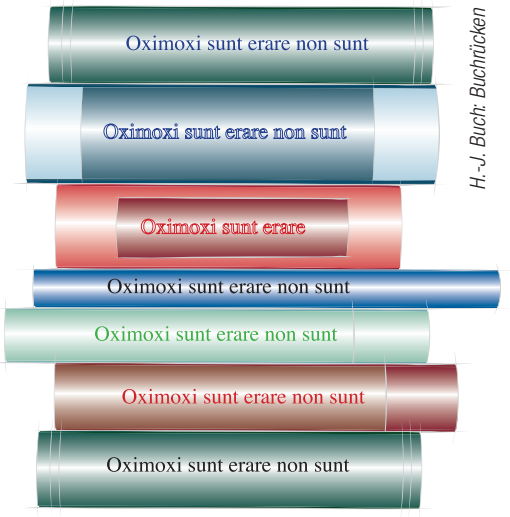
Jede Menge to do für Sie und am Ende noch etwas, das Sie bedenken sollten: Wer sich gruseln möchte, greift zum Thriller, nicht zur Literaturzeitschrift.

© Marlene Schulz

Rüdiger Heins

Wie schreibe ich (m)ein Buch? (das Exposé)

Teil 1: Die Idee



H.-J. Buch: Buchrücken

1. Von der Idee zur Planung des Manuskriptprojektes:

- Die Idee: Wie bringe ich Ordnung in mein Chaos?
- Die Protagonist(inn)en (Figuren)
- Der Plot (die Handlung)
- Das Setting (der Handlungsort)

1.1 An erster Stelle steht eine Idee für das Buchprojekt.

- Ist meine Idee als Buchprojekt realisierbar?
- Was benötige ich, um das geplante Buch zu schreiben?
- Wer könnte mir dabei behilflich sein?
- Gibt es Archive oder anderes Material, das zur Verwirklichung meines Buchprojektes beitragen könnte?
- Welche Interviewpartner(innen) (eventuell Zeitzeug(inn)en) gibt es?
- Benutze ich einen dokumentarischen oder einen fiktiven Stoff?
- Welche Haupt- und Nebenfiguren gibt es?
- Sind die Protagonist(inn)en authentisch oder fiktiv?

1.2 Die Idee muss jetzt in einen dramaturgischen Handlungsrahmen eingebracht werden.

- Welche Form der literarischen Umsetzung benutze ich?
- Wie gestalten sich die einzelnen Kapitel?
- Welche dramaturgischen Hilfsmittel sind einsetzbar?

Teil 2: Das Exposé

2. Wie schreibe ich ein Exposé?

Nachdem der/die Autor(in) sich über den Plot, die Handlungsorte, den Handlungsrahmen und die Haupt- und Nebenfiguren klar geworden ist, muss eine erste Skizze des geplanten Buches entwickelt werden. Diese Skizze ist ein Exposé. Bei einem literarischen Exposé handelt es sich um einen ersten Entwurf, der eine Vorstellung vom Inhalt, den mitwirkenden Personen und der Dramaturgie vermittelt. Das Exposé dient in erster Linie dem/der Autor(in) als Hilfsmittel für die Arbeit am Buch.

Es ist sozusagen die erste Visualisierung des geplanten Buchprojektes, so wie es aussehen könnte. Mit dieser Vorstellung kann sich der/die Autor(in) auch gleichzeitig an einen Verlag wenden, um eine(n) mögliche(n) Abnehmer(in) für das Manuskript zu finden.

Bei der Vorlage des Exposés empfiehlt es sich allerdings immer, auch ca. 20 Seiten Textprobe einzureichen, damit der/die Lektor(in) sich einen Eindruck vom Textfluss und der Textsicherheit des Autors bzw. der Autorin machen kann.

Da es sich bei einem Exposé nur um einen Entwurf handelt, ist es dem/der Autor(in) in der Phase der Textentstehung natürlich gestattet, Abweichungen vom Exposé vorzunehmen.

Das Exposé beinhaltet die Aspekte des Handlungsstranges (Dramaturgie) und des Erzählstoffes. Im Exposé werden die Hauptfakten des späteren Manuskriptes festgelegt. Nicht alle Fakten müssen lückenlos enthalten sein, sondern nur diejenigen, die für das Verständnis des Buchprojektes wichtig sind. Unwichtige Details können wir uns also ersparen. Der/Die Autor(in) ist eine Architekt(in), der/die mit Worten ein Gebäude kreiert. Deswegen ist die Bedeutung des Entwurfes schon maßgebend für das spätere Gebäude, das entsteht. Je klarer der erste Entwurf (das Exposé), um so genauer die Bauzeichnung (das Rohmanuskript) und das spätere Gebäude (Buch).

Der/Die Autor(in) entscheidet bereits bei der Entwicklung der Idee über die Qualität des Buches.

Teil 3: Die Vermarktung des Manuskriptes

3.1 • Kontaktaufnahme mit einem Verlag.

3.2 • Publikationen in Literaturzeitschriften und Anthologien.

3.3 • Lesungen gestalten.

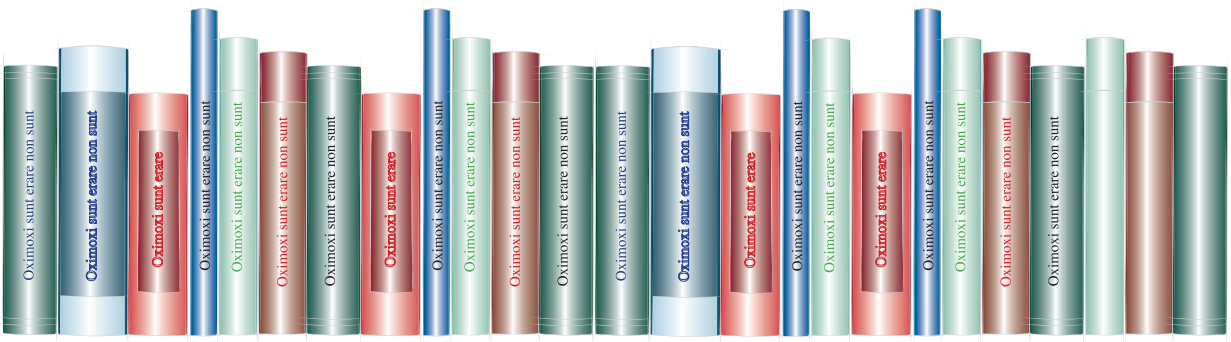
3.4 • Regelmäßige Lektüre von anderen Autor(inn)en.

3.5 • Der Besuch von Bibliotheken und Buchhandlungen gehört zum Arbeitsalltag von Autor(inn)en.

3.6 • Lesungen von Autor(inn)en und Theater besuchen. Hörspiele im Radio hören.

© Rüdiger Heins

INKAS Institut für KreAtives Schreiben / www.ruedigerheins.de



Sören Heim

lange gedichte

cap: anamur

unter nachthelleren himmeln, in versteinerter zeit;
großer zeit.
orientalisches rom, komma
zwischen zwei sätzen des gezähmten poseidon.
salziges weißes rauschen:

der herbstliche wind prickelt angenehm
die nekropole hallt wider von kehligem gesang.
versprengte
verlieren sich absichtsvoll
zwischen odeum und byzantinischer kirche;
hier wurde schon anderes verloren.

das schiff schirmt die stimmen
ab von mir. und zirruswolken
verhüllen die götter. versteckt,
zwischen sternen, alte wie neue.
nur ewiggleicher zeus du
schaust herab auf mich, verändert.

© Sören Heim

Sören Heim, geb. 1984, lebt in Bingen am Rhein und arbeitet als freier Journalist, Autor und Übersetzer. Er veröffentlicht seine Werke in der Bibliothek Deutschsprachiger Gedichte und im Selbstverlag. Im Jahr 2009 wurde er mit dem 3. Platz des Nachwuchspreises der Interessengemeinschaft deutschsprachiger Autoren (IGdA) ausgezeichnet. © Bastian Exner

zürnst du noch?

zum morgen fällt nebel, von tauris, im norden,
mit deutscher schwere,
vor einen gerade den meeren entstiegenen
altgriechischen mond.
und unter den schleiern, am horizont,
türmt schwarz sich ahnung:

ahnung von zypern. dorthin flogen träume
in bauchigen schiffen. dorthin flogen träume
bevor noch städte, die ruinen wurden,
erstanden. dann folgten schiffe.
eiliger vater, zeus, zürnst du,
weil du mit diesen träumen dich nicht konntest messen?

ich harre benebelt unter ruinen.
ich verabschiede sterne,
die götter waren.
und ich schaue zypern.
und ich folge schiffen, wie bauchigen
träumen.
und ich glaube morgen!
wird ein tag.

© Sören Heim

„Wie oft saßen wir in der Manege, und pressten, und pressten,
bis das Blut kalt hervor schoss, von kreideweißer Haut.
Und dann hofften wir verzweifelt auf Tränen, doch Sägemehl!
Immer nur Sägemehl."

der untergang der abendunterhaltung

die clowns, sie haben sich zurückgezogen
ins fachwerkhaus, ins morsche
fachwerkhaus.
dort, an der theke, da sitzen sie,
und stützen ihre schweren bunten schädel
mit beige behandschuhter hand.

die clowns, sie sitzen auf grotesk überhöhten
hockern,
die clowns, mit überlangen, grell gestreiften
beinen. die clowns, lächerlich,
und natürlich
zum lachen
nicht aufgelegt.

‚noch eine letzte runde!'

*

selten war die schenke zum Wilden Mann
so gut besucht.
selten hallte am frühen abend
so schwer noch das tapsen
schwarz belackter schritte in jene
lichtlosen straße.

hier, wo die blechernen mülltonnen
im rinnstein liegen
wo sich deren inhalt lustlos
über den asphalt ergießt
hier, wo eine bananenschale höchstens
für ein nostalgisches grinsen
noch gut ist.

hier an der ecke lehnt,
vor der backsteinwand,
im mantel,
ein einsamer grauer herr.
der versucht erfolglos
pantomimen zigaretten aufzuschwatzen.

*

hat denn niemand für mich einen moment?
hat niemand denn einen pfennig für mich?
so lamentiert, seit einbruch der dunkelheit,
der löwenbändiger einsam im bleichen frack,
und er stolpert
von tisch zu tisch.

und die clowns, sie legen
die füße hoch, einmütig,
und sie zucken gleichgültig
mit den schultern.

‚noch eine letzte runde!'

*

das trübsal blasende orchester in der ecke
es ist ihrer halbleeren blicke nicht wert.
auch nicht der hochseiltänzer, der auf dem weg zur
toilette
bereits dreimal auf die nase fiel.
und der regenbogenfisch, der in selbiger
toilette
erst alle schuppen verlor, und dann auch das leben.

so what?

die clowns, sie sitzen da, trinken und starren.
die clowns, sie sitzen da und harren
des ungewissen, das kommen mag.

und nichts kann sie mehr schrecken, nein nichts
vermag bleiches haar noch unter löchrigen hüten
bleicher machen,

nicht einmal das erregte fauchen,
das aus fernen vorgärten dringt, das da kündet
von alten frauen
die blutdürstenden katzen
vielleicht gerade
voll liebe ein schälchen mit milch kredenzen,
von alten frauen
die blutdürstenden katzen...
nicht einmal das erregende fauchen.

‚noch eine letzte runde!'

*

in der straße geht derweil
eisig luft.

balken knirschen,
unter verfallender dächer last.
es stürzen sich wetterhähne, wetterwendisch,
hals über kopf in erfrierende
schornsteinschlote.

die entleerten hauseingänge flüstern,
und klappernd jagen mülltonnen befreit
durch hohle gassen, wo
eine schmählich verkümmerte pusteblume
pfeift.

sie trauert eintausend vergebenen chancen
nach.

und still noch immer steht der herr im mantel,
stumm steht er, und hustet,
und sein rauchiges sehnen tastet vorsichtig,
nach dumpfer wärme,
nach dem
Wilden Mann.
und von fern rollt stampfend
donner heran.

‚noch eine letzte runde'

*

seht! Hati schlägt sich durch den dschungel!
hört! Hati trompetet krieg!
und es folgen dem ersehnten
die horden. die horden.

die clowns, sie haben sich
um einen tisch geschart
die clowns, sie haben zusammengetragen
was in fröhlicheren zeiten angespart.
und auch ihre herzen hebt
das beben der erde.

seht! dort ist Er schon, am indianerfriedhof,
seht! dort an der John Silver Gedächtniskirche
hört! dort trötet, dort trampelt Hatis herde
und sprengt dornranken von rostroten totenmalen.

*

und die clowns, sie haben sich zurückgezogen
ins fachwerkhaus, ins morsche
fachwerkhaus.
dort, am runden tisch, da sitzen sie,
und stützen ihre schweren bunten schädel
mit beige behandschuhter hand.

die clowns, sie sitzen auf grotesk überhöhten
hockern,
die clowns, mit überlangem, grell gestreiftem
bein. die clowns, lächerlich,
und natürlich
zum lachen
nicht aufgelegt.

sie denken doch schwänke von ewiger jugend
sie bestellen
‚noch eine letzte runde!'
draußen hat es ein grauer herr aufgegeben
pantomimen zigaretten aufzuschwatzen.

lang gibt es keine pantomimen mehr.

Hati kommt, Hati kommt!
o endlich.
man wartet:

und mülltonnen scheppern.

© Sören Heim

aus gebluteter mai

von enten zerfleischt
treibt sie dem ufer zu,
ein morscher kahn, von moos bewachsen,
und gestank steigt von verfaulten zähnen auf.
und feine daunen tanzen
um schwere, breite nüstern,
kitzeln ein totes niesen
rasselnd aus dem trommelhohl geblähten bauch.
ausgefranste lippen, blau, schlucken wasser, schlamm,
und tote frösche,
himmel. den blick zuletzt auch.

der, von feuchter schwärze angezogen,
bettet sich in samt, in seide,
in heimlich weichen gallensaft, zwischen
verstaubten rippen.
schlangen bewohnen den erschlafften schlund
maden verlustigen sich genüsslich am evasapfel
statt des magens ein rattennest
knastvögel klopfen an den nieren steine
und die leber: ein massiver pudding,
der kobolde nährt.
eine multitüde blinder passagiere, engel, träume, geister,
und komplexe. ein bekiffter pavian
reibt sich den arsch am algengrünen brustbein wund.
schwertscharf gar steckt ein geschwätziger Pierrot
sein lächeln durch
die scheide.
schon halb teil der schattenwelt, bleibt der aus sturheit
ans dasein gebunden, erinnerung an ein ende,
das niemand kommen sah.
tun ohne wert, schöpfer ohne werk, werk
verdrängter müßger stunden. hähnchen halbgar.

persikopgleich den schwanz in die höh´ gestreckt,
spülte es geist nach drunten,
wo ihm welt wahrer, unreiner, klar;
hat sogar bild und ton passend dazu erfunden.
und kobolde, ratten, und puddingspeisen,
wiegen sich wahnhaft im takt
schlangen ringeln gewandt sich um zahlenreihen,
bazillen tanzen im dünndarmtrakt,
haschischrauchende hunde husten hurra!
und eine schwarzrote wespe summt: Der mai ist da!

„von haus zu haus
tag ein, tag aus
strömt leichenschmaus
durch urinale“
„ins weltenmeer,
applaus applaus
und dank auch,
viele male“
„so zehren wir
von dir und dir
ami, kommie,
bengale“
„vom müll der welt
tag ein tag aus
wir:
internationale.“

von enten zerfleischt
treibt sie dem ufer zu,
ein morscher kahn, von moos bewachsen,
und gestank steigt von verfaulten zähnen auf.
und kalte wellen plätschern
um aufgeschwemmte poren,
vereinigen hautfetzen mit wiesengrund.
möwen kreisen geirig und durchstoßen schweren nebel.

reste von hirnmasse
kleben an kaltnassen
steinen

wie einen grad entseelten elefanten hebt es den körper aus
dem wasser. unter geilem stöhnen
zerrt eine gruppe sommerfrischler an
baumstammschweren beinen.

tod, stellt ein polizist in monotonem singsang fest,
totot, totot,
eine erscheinung, deren stirn im halbdunkeln leuchtet,
nickt. ein arzt vielleicht, ein heiliger, oder ein bergarbeiter.

asche zu asche, sein zu schlick, murmelt andächtig
eine betrunkene priesterin.
es ist zum weinen.

vor achtzig jahren hätte mancher schiffer dieses wrack
noch all zu gern geflickt. verheißung rottet unter vogelkot
totot, totot.

bald schließt sich die erde, bald verwittert der sarg.
die see kippt. und knöcherne augenhöhlen sehen klar.

„sie ist gerichtet“ - „ ist gerettet“

ein schöner mist, grummelt Pierrot, als man ihm haus, boot
paradies zur letzten ruhe bettet wir waren auch noch da!

und er entschläft, träumt bis zum jüngsten tag.
von enten zerfleischt
trieb sie dem ufer zu,
ein morscher kahn, von moos bewachsen,
und gestank stieg von verfaulten zähnen auf.

© Sören Heim

Edita Christ

Rückblick auf das Seminar „Die Kunst des Erzählens“ im Kloster Himmerod vom 21.-25.5.2012

Handyempfang? Fernsehen? – Fehlanzeige. Wozu auch, wenn es darum geht, Worte zu finden, die aus einem selbst kommen? Fünf Frauen waren in die Eifel gereist, um von Herrn Rüdiger Heins „die Kunst des Erzählens“ zu lernen. Eine kleine Gruppe, die viel Raum für persönliche Geschichten und künstlerische Entfaltung ließ. Das Kloster Himmerod war uns dabei Heimstätte, Kulisse und Inspiration. Mit zehn Übungen für den Schreibprozess wurden wir in die Materie eingeführt: Wir schrieben z. B. Haiku-Gedichte bei schönstem Sonnenschein am Ufer der Salm, portraitierten jemanden aus der Umgebung des Klosters oder machten eine Bildbetrachtung über eines der vielen Gemälde im Kloster. Wir wechselten zwischen der Kühle unseres Seminarraumes und dem heißen Wetter draußen. Rüdiger Heins gab uns Aufgaben und wenn nötig Impulse, ließ uns Zeit, und wir suchten uns den Ort zum Schreiben, der uns am besten gefiel. Die Auswahl an schönen Plätzen war groß: Das Rondell mit dem Brunnen vor dem Kloster, die Weidenkapelle, die sonnenbeschienene Fensterbank der eigenen Zelle oder ein Plätzchen im Klostercafé ließen die Gedanken fließen. Allmählich bekam so Manches, was zu Anfang noch schwierig oder holprig schien, eine unerwartete Leichtigkeit. Und wie aus dem Nichts formte sich nebenbei so manches Haiku fast von selbst aus Wahrnehmungen beim Schreiben. Ein Beispiel:

Unsichtbar im Gras

sitzt eine Maus und knabbert.

Hör zu und lächle!

Niemand wurde gezwungen, das Geschriebene auch vorzulesen. Erschien es uns zu persönlich oder nicht gut genug, so konnten wir es auch dem Mülleimer oder in feinen Schnipseln der Salm anvertrauen, die unsere Worte verschwiegen fort trug.

Über das Thema Märchen arbeiteten wir uns vor bis zu einem etwas längeren Text, einer Short Story aus dem eigenen Leben. Nach Bewältigung dieser größeren Aufgabe ließen wir das Seminar am Freitag mit Han Shan-Gedichten im Klostercafé ausklingen.

Wir haben gelernt, uns selbst etwas zuzutrauen und aus alltäglichen Anregungen Impulse zum Schreiben zu gewinnen. Je ruhiger es dabei zugeht, desto besser. So konnte, wem der Tag nicht reichte, nachts weiterschreiben, wenn die Klosterglocke die Mönche um 4.15 Uhr zum Gebet rief und uns aus dem Schlaf riss. In den frühen Morgenstunden danach übertraf die Klosterruhe sich selbst und beflügelte den Geist beim Schreiben.

Wer hätte das gedacht? – In der Ruhe liegt – das Wort!

© Edita Christ

Edita Christ lebt mit ihrer Familie am Südrand des Taunus. Von der Ausbildung her Diplom-Geografin, arbeitet sie seit einigen Jahren als Lehrerin an einer Privatschule. Ihre Leidenschaft für das Schreiben entdeckte sie durch ihre Familiengeschichte, die sie in jahrelanger Arbeit recherchiert und zu einem Buch zusammengefasst hat.

Barbara Konrath

Die Krabbenfamilie

Ein Märchen

Es war einmal eine Krabbenfamilie, die bestand aus Mama Krabbe, der Exklusivschneiderin, Papa Krabbe, dem Allesschneider, und Töchterchen Krabbe, dem Schnellschnippchen.

Schnellschnippchen konnte das Futter in Form von kleinen Fischen und Algen mit seinen Scherchen gut zerkleinern und schwupp di wupp in sich hinein mampfen ... Papa und Mama, die sich ewig stritten, schaufelten jede Menge Nahrung herbei, aber Schnellschnippchen, weil es noch so klein und zart war, wurde schnell satt. Mama fütterte sie am liebsten den ganzen Tag, aber Papa schimpfte, dass sie sie in Ruhe lassen sollte. <Kinder werden von alleine groß>, vor allem, wenn Schnellschnippchen wirklich ganz schnell große Brocken in ganz kleine verwandeln konnte. Dann zeterte die robuste Krabbenfrau los: <Aber sieh doch mal, was für einen kleinen Panzer sie hat, überall vom Anecken hat sie blaue Flecken! Und die Scherchen sind zwar scharf aber so winzig. Unsere Tochter wird niemals groß!> – <Hör doch mal zu jammern auf, sie frisst doch wirklich alles und auch alles auf, wenn es nicht zu viel ist, was wir herbeischaffen...> Mama schrie gleich darauf:< Sieh Dir doch mal Deine Tochter an! Ist das meine oder Deine Tochter? Sie wächst überhaupt nicht. Frau Lahmschnippler von Nebenan hat eine gleich alte Tochter, die ist schon ziemlich dick und stark!> <Ach was, Du Nörglerin, dafür muss Frau Lahmschnippler ihr das Futter auch immer vorkauen, weil sie ihre Scheren nicht schnell genug bewegt. Das ist bei unserer Tochter ganz anders.>

Jetzt versuchte das Krabbenkind auch mal Oberwasser zu kriegen und schrie an Mama Krabbe gerichtet:< Woher kriege ich denn immer die blauen Flecken? Und mit anderen Krabben kabbeln kann ich mich auch nicht richtig, weil die viel stärkere Scheren haben als ich!> <Dann wetze sie doch besser, Du dummes Kind,> brüllte die Mama zurück. <Beim Schnelllaufen guckt man halt, dass man an allen Muscheln, Schnecken und Felsen vorbei kommt!> <Aber ich krabbele ja immer so schräg, damit ich nicht an alles dran laufe, was im Wege steht!> Mama Exklusivschneiderin sagte darauf klugschneiderisch:< Da schneidet man sich halt den Weg frei und geht mal einen geraden Weg.> <Aber das kann ich ja grade nicht.> <Dann lernst Du das eben.> <Eben nicht! antwortete schnippisch das Schellschnippchen, <Wer macht mir denn das Schrägkrabbeln vor? Ihr doch, oder?>

© Barbara Konrath

H.-J. Buch: Winkerkrabbe linkshändig

Barbara Konrath, geboren 1942; hat als Kriegskind mit 4 Jahren sprechen gelernt, da sie sehr viele Bezugspersonen hatte: 2 Väter (Großvater u. Vater), 3 Mütter (Mutter, Tante, Nachbarin); der Volksschullehrer als Identifikationsfigur und ihre Nachbarin weckten ihre Kreativität: Lesen und Schreiben sowie schöne Handarbeiten; der Kunsterzieher in der Schule „aberzog“ ihr leider die Lust am Malen und Zeichnen, das Talent dafür entdeckte sie erst im Erwachsenenalter wieder; ihr Medizinstudium sowie die Arbeit als Seelenärztin ließen jedoch wenig Zeit für o.g. Kreativität; die Idee dazu reifte erst mit der Pensionierung in 2007; weil ihre 4 leiblichen und 2 geliehenen Enkel so gern Tiere zeichnen, hat sie nun den Auftrag zum Schreiben von Tiermärchen, dafür sucht sie einen passenden Verlag dafür.

Anett Dutschke

„Fee: Ich bin ein Straßenkind“ beim Friedensfestival Berlin

Das Stück „Fee: Ich bin ein Straßenkind“ von Rüdiger Heins wurde in Berlin auf dem Alexanderplatz als Gastspiel aufgeführt: Das Stück beschäftigt sich mit Straßenkindern in Deutschland. Handlungsort: Frankfurt am Main, Hauptbahnhof. Die Hauptfigur Fee verbringt ihr Leben mit ihren Freunden auf der Straße. In der Bahnhofskulisse erzählen sie Geschichten aus ihrem Leben. Rüdiger Heins hat für die Recherchen zum Stück mit betroffenen Jugendlichen auf der Straße gesprochen.

Ein Probenbericht von Anett Dutschke.

Berlin. Wir hatten nur eine Woche Zeit dieses Theaterstück zu proben. Am Montag trafen wir uns in einem kleinen Straßenkaffee und lernten uns erst mal kennen. Natürlich kannte ich Azize, doch sie hat dann noch ihre Freundin Memnune und ihren Sohn Evren mitgebracht.

Frauke, die später dann die Rolle der Fee übernahm, wurde mir von Ilona einer Freundin, Mitorganisatorin und Moderatorin des Friedensfestivals empfohlen. Anton hatte sich gleich die Rolle des Manuel ausgesucht. Anton, Azize (Dichterin) und ich kannten uns schon vom „Peacebrunch“.

Leider kam dann der Anruf von Rüdiger, dass die Autobahn gesperrt wurde und er nicht anwesend sein kann. So ging uns wieder ein Tag verloren. Am Dienstag traf ich dann auf Rüdiger. Das erste Mal sahen wir uns reell. Wir kannten uns nur über das Internet und es war schön, diesen Menschen jetzt richtig kennenzulernen. Wir gingen dann zusammen noch mal in das kleine Straßenkaffee, wo die anderen Gruppenmitglieder schon warteten.

Ich stellte schnell fest, dass diese Gruppe sehr gut miteinander harmonierte. Wir probten zuerst den Sprechchor ein. Rüdiger und ich vergaben dann die restlichen Rollen aus dem Stück.

Azize war die Nachrichtensprecherin, Frauke unsere Fee, Anton war Manuel, Memnune war Sandra und die junge Frau; Evren war der Junge Mann und der Mann. Ich spielte die die Bahnhofssprecherin und Rüdiger musste nicht spielen, er war eben der Dichter. Rüdiger hatte die nächste Probe am U-Bahnhof „Turmstraße“ geplant. So konnte man sich richtig in die Rollen hineinversetzen. Denn wo findet man die sogenannten Straßenkinder? An Bahnhöfen, in Parks, eben an den Stellen wo sich diese Menschen aufhalten. Wir wurden zwar von den Fahrgästen etwas komisch beäugt, doch für uns war die Probe wichtig.

Dann lernten wir Jürgen N. kennen. Er hat die Schauspielkunst studiert und wir konnten uns von ihm noch einige Tricks abschauen. Er übernahm die Rolle von Sandras Freund. So verging auch der Dienstag.

Am Mittwoch trafen wir uns wieder am U-Bahnhof. Spontan sagte Rüdiger, wir proben heute im Park. Also gingen wir in den Kleinen Tiergarten. Dort, wie Gott es wollte, wurde gerade bei der „bestimmten Szene“ eine Polizeikontrolle durchgeführt. Uns haben dort die Alkoholkranken und

Kiffer zugeschaut, wie wir geprobt haben. Wir waren mittendrin und konnten uns noch besser in die Rollen hinein versetzen. Donnerstag hatte Rüdiger etwas anderes wichtiges zu tun und übergab mir die Regieassistenz. Wir wurden sicherer und sicherer. Ich denke, Rüdiger war mit uns zufrieden. Freitag übten wir noch mal mit den Percussion und natürlich den Text.

Samstag hatten wir dann unsere Generalprobe gleich auf der Bühne. Nun ja, es war schon ein komisches Gefühl auf der Bühne zu stehen. Ich war ja ein Laie in der Schauspielkunst. Doch ich war überrascht, wir bekamen Applaus. Dann war es Sonntag, wir hatten unseren Auftritt. Es war schönes Wetter und es hat alles ganz gut geklappt.

Ich hätte nicht gedacht, dass wir in so kurzer Zeit mit einem einen bekannten Dichter, einem Jungschauspieler, einen studierten Schauspieler und vier Laiendarstellern das Stück so hinbekommen. Memnune hat erst den nächsten Tag realisiert, und kann es immer noch nicht glauben, dass sie solchen Mut aufgebracht hat und auf der Bühne stand. Sie sagte: „Das habe ich doch jetzt geträumt!“

Azize hat gesagt: „So schnell vergesse ich das nicht. Es war ein sehr schönes Erlebnis, was sie ich nicht mehr missen möchte.“

Jürgen N. sagte bei seinem Interview: „Ich habe mich sehr gefreut, auf dem Friedensfest mit diesem Stück dabei sein zu können, und vor allem mit so unterschiedlichen Menschen in so kurzer Zeit, etwas über die Rampe einer „Hauptbühne auf dem Alex“ bringen zu können und in diese Begegnung eine Realisationsform kennengelernt zu haben, die ich für mich selbst nie für möglich gehalten hätte – Kompliment!“

Dennoch gilt mein besonderer Dank zwei Frauen: zum ersten, das ist klar, Azize, die mich da in ihrer unverwechselbaren Art einfach hineingerissen hat, insbesondere aber derjenigen Frau, die nicht auf der Bühne stand, weil sie mir, nach dieser Rolle zu greifen, nahegelegt hat (und deren Namen ich nicht zu sprechen, geschweige denn zu schreiben verstehe). Die größte Herausforderung allerdings bot mir Emre-Pädagogik, ist nun mal eine Extremsportart... (es war mir eine hübsche Genugtuung, diese Schlacht – nicht zuletzt mit „Generalissima Anett“ – mitgeschlagen haben zu dürfen!).“ So die Worte von Jürgen.

Ich stelle fest, dass dieses Thema immer aktuell sein wird. So traurig wie es ist, doch dieses Thema ist zeitlos.

Wir hatten sehr viel Spaß miteinander und jetzt trifft die Berliner Gruppe sich weiterhin. Wir waren wildfremde Menschen und jetzt entwickelt sich eine Freundschaft.

Ich möchte mich ganz herzlich bei Ina Edelkraut – Hauptorganisatorin des Friedensfestivals – und natürlich bei Rüdiger Heins bedanken, die uns ermöglicht haben solch eine Erfahrung zu erleben.

DANKE

Anett Dutschke, geb. 1967 in Sachsen, ist ausgebildete Artistin, Tischlerin und Verwaltungsfachangestellte. Seit mehreren Jahren arbeitet sie in der Senatsverwaltung für Gesundheit und Soziales des Landes Berlin. Ihre Aufgabe ist die Aufnahme und Weiterleitung von Asylsuchenden. Ehrenamtlich engagiert sie sich unter anderem für das Berliner Friedensfestival, dessen Hauptorganisatorin sie 2014 sein wird.

© Bastian Exner

Seminar November 2012

Die Kunst des Erzählens
6. bis 13. November 2012 –
Haus Sonnegg in Oberaach Kanton Thurgau in der Schweiz

Intensivseminar für eine kleine Gruppe

In der familiären Atmosphäre des Hauses Sonnegg beschäftigen sich die Seminarteilnehmer mit den Möglichkeiten, den eigenen Schreibprozess einzuleiten.

Schreibend entdecken wir unbekannte Kontinente, die tief in unserem Innern verborgen sind. Die Schreibübungen sind so angelegt, dass Sie den Erinnerungsfundus Ihrer eigenen Erfahrung nutzen können, um Gedichte oder Geschichten schreiben zu können. Mit Modulen des „Kreativen Schreibens“ werden die Seminarteilnehmer in die Textkulissen eigener Kurzgeschichten und Gedichte eingeführt.

Die Textarbeit wird von Ruhe- und Meditationsübungen begleitet, die den Schreibprozess aktivieren und die Kreativität fördern.

Der Schriftsteller Rüdiger Heins **www.ruedigerheins.de** leitet das Seminar. Er ist Studienleiter am INKAS INstitut für KreAtives Schreiben.

Für dieses Seminar ist keine Vorkenntnis nötig. Die Inhalte sind für Anfänger und Fortgeschrittene geeignet.

Seminargebühr:	**580,– €**
Website:	**www.inkas-institut.de**
Seminarleiter:	**Rüdiger Heins, Schriftsteller, www.ruedigerheins.de**
Telefon:	**+49 (0) 6721 - 921060**
eMail:	**info@inkas-id.de**

Fotos: © Haus Sonnegg

Übernachtung und Vollpension im Haus Sonnegg

Pro Tag mit Übernachtung im Einzelzimmer und Vollpension, auf Wunsch vegetarisch, kostet im Haus Sonnegg CHF 100,– (z.Zt. 84,– €) Darin ist alles inbegriffen außer Alkohol und Limonaden (Cola etc.) Bei sieben Tagen wären das dann CHF 700,– (588,– €).

„Viele Menschen wünschen sich einen Ort, um in Ruhe zu ihrer Mitte zu finden – das hören und spüren wir seit einigen Jahren: Eine Mischung aus Kloster und Hotel, ein warmer, freundlicher Ort zum Innehalten.“ Klaus Estermann, Haus Sonnegg.

Diese Ambiance der Ruhe und heiteren Gelassenheit bieten wir unseren Gästen im Haus Sonnegg in Oberaach im Kanton Thurgau. Unsere gastfreundliche, leise Pension ist neu renoviert und geschmackvoll eingerichtet. Unser Konzept ist auf das indivudielle Bedürfnis des Gastes ausgerichtet und somit der ideale Ort für eine kurze oder längere Auszeit.

Weitere Informationen unter: **www.haus-sonnegg.ch**

Foto: Rüdiger Heins, Schwebend in Berlin

Evelyn von Warnitz:

Die Glücksformel

Er rauscht an mir vorüber, blitzschnell und unsagbar leise, obgleich die Geschwindigkeit und Masse, welche er bewegt, Tonnen beträgt. Und ich frage mich, wie viele es wirklich sind.
Der ICE.
In einer Sekunde gegenwärtig, in der nächsten Vergangenheit.

Die sanfte Frühjahrsonne sendet ihre Strahlen auf mich herab, während ich am Bahnhof auf den Regionalexpress warte.
Schließlich rollt er langsam und behäbig heran, es scheint mir, als wäre er einige hundert Jahre alt; mit lautem Gequietsche und Getöse hält er schließlich und ich besteige ihn.

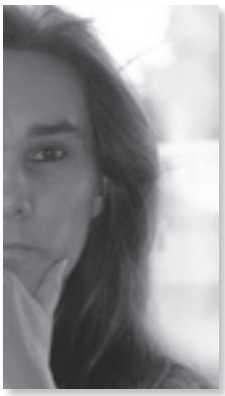
„Endlich. In zwanzig Minuten bin ich wieder Single!“ Der Satz eines jungen Mädchens dringt an meine Ohren, der Unterton voller Freude.
Jugendliche Unbesonnenheit.
Ihre Glücksformel.

Der Zugführer erscheint.
Unaufgefordert reiche ich ihm mein Billet. Wir haben uns im Verlauf einiger meiner Bahnfahrten des Öfteren unterhalten.
„Ich freue mich schon auf meine Rente. Noch 5 Wochen, dann werde ich meine Freizeit genießen!“ berichtet mir der kahlköpfige, ältere Herr mit einem strahlendem Lächeln.
„Aber sie haben doch einen klasse Beruf!“ antworte ich ihm. „Sie sind ihr eigener Herr auf der Strecke, können die Sonnenstrahlen genießen und Leute beim Schwarzfahren erwischen.“
Laut lachen wir auf.
„Eigentlich haben sie recht.“ erwidert er lächelnd.
Seine Glücksformel.

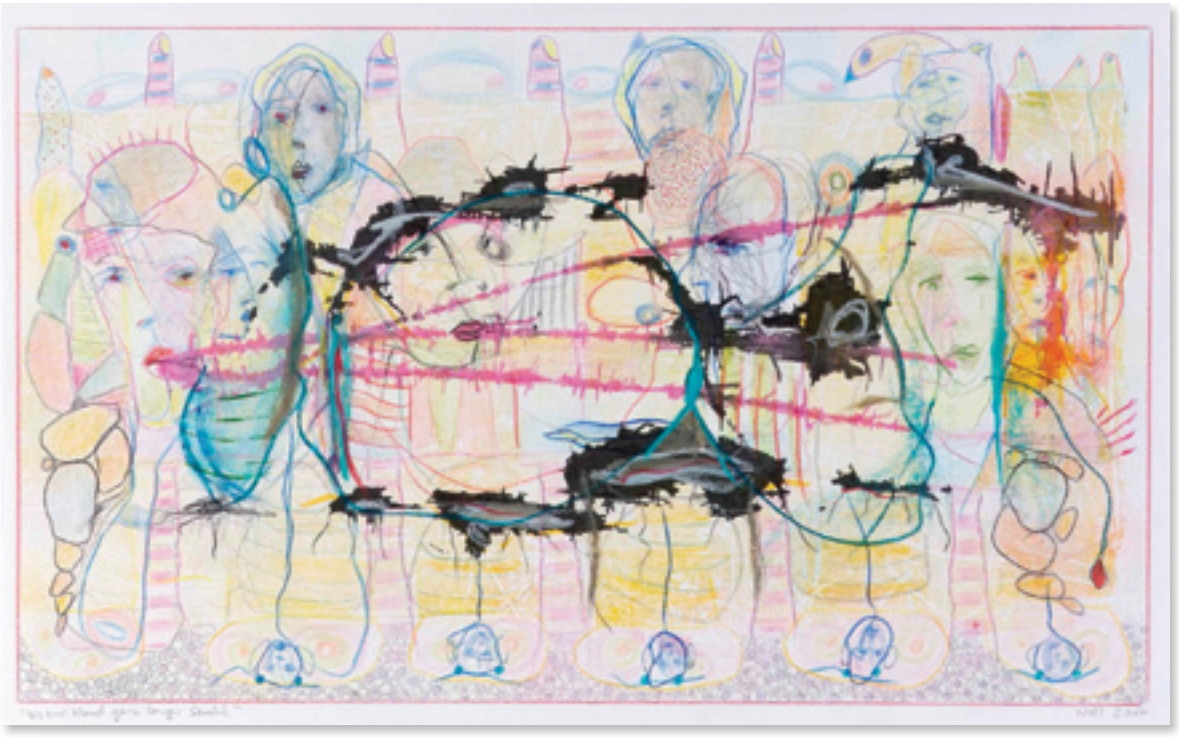
Angekommen an meinem Zielort jenes Tages betrete ich die Stufen eines öffentlichen Gebäudes hinauf zur 2. Etage.
„Ach, ich kann das Wochenende kaum erwarten!“ höre ich eine Frau sagen, die einen Berg Akten zu einem Kopierer trägt, während eine andere bereits am Kopierer die Blätter zum Duplizieren durchrauschen läßt.
„Ich wünschte, die Woche hätte nur drei Arbeitstage, ich hasse diesen Kram hier!“ legte sie noch wütend nach.
Die andere Frau stimmt ihr zu.
„Mistkram ist das hier.“
Deren Glücksformel?

Tage eilen an uns vorüber, manchmal behäbig, so manches Mal blitzschnell.
Es ist an uns, sie anzuwenden.
Die Glücksformel.

© 2012 evelyn von warnitz
Sämtliche Verwertungen und Vervielfältigungen ohne Genehmigung der Autorin sind untersagt.



Evelyn von Warnitz wurde am 18. Juli 1967 in Darmstadt geboren und arbeitet als Ghostwriterin. Nach langjähriger Tätigkeit als Vorstandssekretärin und Verlagsangestellte schreibt sie seit einigen Jahren Romane und als Ghostwriterin über die Thematik soziale und humane Ungerechtigkeit.
Sie lebt in Gernsheim am Rhein. Kontakt: vonwarnitz@yahoo.com



Stefan Noss: bis zur Hand ganz langer Strahl

Und spitzfußend rot

Bis zur Hand ganz langer Strahl

So ganz schwebendig

© Stefan Noss, Carmen Diana Gähr

Stefan Noss: und spitzfußend rot

Angelika Knipfer

Wettbewerbe

Einsendeschluss: 30. Juli 2012

Manuskriptförderung Rheinland-Pfalz

Das Literaturwerk Rheinland-Pfalz-Saar e.V. und der Verband Deutscher Schriftsteller (VS), Landesverband Rheinland-Pfalz, schreiben in 2012 die Förderung von zwei verlagsfertigen Manuskripten aus. Zugelassen sind veröffentlichungsreife belletristische Manuskripte der verschiedenen Prosa- und Lyrik-Gattungen.

Preisgeld: Das Land Rheinland-Pfalz fördert die Veröffentlichung der verlagsfertigen Manuskripte mit einem Betrag von insgesamt bis zu 6.000 Euro.

Das Literaturwerk Rheinland-Pfalz-Saar e.V. und der VS Landesverband Rheinland-Pfalz werden bei der Verlagssuche für die prämierten Werke behilflich sein.

Weiteres:

www.literaturwerk.net/manuskripte.htm

Einsendeschluss: 11. Juli 2012

Peter-Härtling-Preis

Gesucht werden Manuskripte für ein Kinder- oder Jugendbuch in deutscher Sprache, das sich an LeserInnen im Alter von 10 – 15 Jahren richtet. Eingereicht werden können Prosatexte, die sich erzählend, unterhaltend, poetisch und phantasievoll an der Wirklichkeit der Kinder oder Jugendlichen orientieren. Bilderbuchtexte, Gedichte und ähnliche Kurztexte werden nicht berücksichtigt.

Dotierung: Der Peter-Härtling-Preis ist mit 3000,- Euro sowie einer Buchveröffentlichung dotiert.

Weiteres:

www.beltz.de/de/nc/kinderjugendbuch/aktuelles/ausgezeichnet/peter-haertling-preis.html

Einsendeschluss: 31. Juli 2012

ERSTER LEIPZIGER KRIMIPREIS

Am Leipziger Krimipreis können alle Autorinnen und Autoren teilnehmen, vom Debütanten bis zum Vollprofi. Die Autorinnen und Autoren reichen ein Exposé und das vollständige Manuskript ein. Die Handlung muß einen Bezug zu Leipzig haben.

Preisgeld: Preisgeld in einer Gesamthöhe von 1.000 Euro sowie eine gedruckte und eine elektronische Veröffentlichung.

Weiteres:

http://www.leipziger-krimipreis.de

Stefan Noss: so ganz schwebendig

Einsendeschluss: 31. August 2012

Sylter Kurzgeschichtenpreis

Erstmals vergibt der Windspiel Verlag Scharbeutz e. K. gemeinsam mit der Autorin Sina Beerwald den 1. Sylter Kurzgeschichtenpreis.

Dafür werden die besten Kurzgeschichten rund um die Insel Sylt gesucht. Das Besondere an der Anthologie soll der regionale Bezug sein. Verbinden Sie also den Charakter von Mensch und Gegend zu einer intelligenten Kurzgeschichte. Die Texte dürfen hintergründig, komisch, voller Liebesglück oder einfach nur mörderisch gut sein. Die Handlungsorte sollten allerdings in der Realität vorkommen, Örtlichkeiten müssen akkurat recherchiert sein, um einen Wiedererkennungseffekt zu haben.

Umfang der Geschichten: maximal 8 Normseiten (30 Zeilen à 60 Zeichen, Arial 12) – längere Texte können nicht berücksichtigt werden. Die Beiträge müssen anonym eingereicht werden. Bitte versehen Sie die Geschichte keinesfalls mit Ihrem Namen, sondern mit einem Kennwort, und fügen Sie bitte in einem zweiten Mailanhang mit diesem Kennwort als Dateinamen Ihre vollständigen Kontaktdaten und eine Kurzbiographie bei.

Dotierung: 1. Preis. 250 Euro, 2. Preis: 150 Euro, 3. Preis: 100 Euro

Jeder Einsender kann nur einen unveröffentlichten Text für den Wettbewerb einreichen. Nur erzählende Texte, keine Lyrik.

Alle nominierten Geschichten erscheinen im Februar 2013 in der Anthologie „Sylter Strandkorbgeschichten“ im Windspiel-Verlag. Alle Autoren, deren Geschichte veröffentlicht wurde, erhalten je zwei Exemplare des Buches. Die Nominierten werden Ende November benachrichtigt, die drei Gewinner bis Ende Januar 2013.

Einsendungen ausschließlich per E-Mail an:

mailto: **info@windspiel-verlag.de**, Betreff „1. Sylter Kurzgeschichtenpreis“

Einsendeschluss: 31. Dezember 2012

Märchen-Anthologie: „Die kleine Meerjungfrau weint nicht um ihren Prinzen“

Für diese Ausschreibung als 2. Band der Märchen-Fantasy-Reihe werden Autoren gesucht, die Spaß daran haben, Andersens Märchen neu zu erzählen.

Diese Reihe wird sowohl in gedruckter Form als auch als E-Book erscheinen. Für diesen Band werden ausschließlich Geschichten gesucht, die Märchenvon Hans Christian Anderson abwandeln. Jede Form von Abwandlung ist erlaubt, solange sie in Prosa gehalten ist.

Die Geschichten dürfen modern sein, auch ohne phantastische Elemente, Phantastik, Sagen, Urban Fantasy, Fantasy, Dark Fantasy, Horror, klassische Märchen, jede Form und Interpretation ist möglich, solange dahinter das ursprüngliche Märchen erkennbar bleibt. Allerdings darf die Geschichte anders enden als die klassischen Märchen, und es sind ausdrücklich keine Märchen für Kinder, sondern für Erwachsene erwünscht.

Erotik ist in Ordnung, solange sie nicht ins Pornografische abdriftet.

Und um die gewünschte Struktur etwas deutlicher zu machen: Es werden „moderne“ Kurzgeschichten gesucht, die sich im Inhalt an Andersens Märchen anlehnen bzw. sie verfremden.

Die Länge ist freigestellt, von ultrakurz bis Kurzroman ist alles erlaubt. Bevorzugt werden, bei ansonsten gleich gutem Inhalt, Märchen mit Humor (gerne auch hintergründig/rabenschwarz). Kurzgeschichten und Kurzromane werden in einer Anthologie zusammengefasst, Kurzromane mit mehr als 150 Seiten gegebenenfalls auch als eigenständiges Werk herausgegeben.

Dotierung: Erfolgsbeteiligung

Weiteres:

http://www.machandel-verlag.de/ausschreibungen.html

Ankündigung

Unsere nächste Ausgabe erscheint aufgrund der Sommerpause erst wieder am 15.09.12.
unter Anderem mit:
Einem Interview mit Simone Barrientos vom Kulturmaschinen Verlag in Berlin,
Carmen Diana Gähr und einer Kurzgeschichte,
Gemälden von Reinhard Stammer
Als kommende Themen haben wir:
Im September: Haut
Im Oktober: Wurzeln
Wir freuen uns auf Ihre Texteinsendungen!

Ihre Gabi Kremeskötter, Chefredaktion

Angelika Knipfer

Stipendien

Vézelay-Stipendium

Schriftsteller-Stipendium des Landes Rheinland-Pfalz und der Region Burgund

Das Land Rheinland-Pfalz und die Region Burgund haben am 18.06.2009 vereinbart, einmal jährlich jeweils einer Schriftstellerin oder einem Schriftsteller aus beiden Regionen die Möglichkeit zu geben, einen Arbeitsaufenthalt von 4 Wochen in der Partnerregion zu verbringen. Die Unterbringung der Schriftsteller erfolgt in Rheinland-Pfalz im Künstlerhaus Edenkoben und in Burgund in der Maison Jules Roy in Vézelay. Der Aufenthalt in Vézelay ist jeweils im September möglich. Das Stipendium umfasst freies Wohnen in der Maison Jules Roy, eine Zuwendung von 1.200,– € sowie eine Fahrtkostenpauschale von 200,– €.

Es wird angestrebt, die Gäste während ihres Besuches durch eine Veranstaltung, Lesung, Gespräch etc. der Öffentlichkeit vorzustellen.

Die Ausschreibung richtet sich an Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die in Rheinland-Pfalz geboren sind oder ihren Wohnsitz hier haben.

Bewerbungen mit bio-bibliographischen Informationen sind jeweils bis zum 31. März einzureichen bei:

Künstlerhaus Edenkoben der
Stiftung Rheinland-Pfalz für Kultur
Klosterstraße 181
67480 Edenkoben

Tel.: 06323-2325 und -9484-0

hans.thill@kuenstlerhaus-edenkoben.de und

buero@kuenstlerhaus-edenkoben.de

Die Entscheidung über die Vergabe des Vézelay-Stipendiums trifft das Centre régional du livre de Borgogne.

Edenkoben-Stipendien

Schriftsteller und Bildende Künstler sind eingeladen, im Künstlerhaus Edenkoben zu leben und zu arbeiten. Sie erhalten ein- bis fünfmonatige Stipendien und haben die Möglichkeit, ohne Produktionszwang kreativ tätig zu sein. Diese Stipendien werden vom Beirat des Künstlerhauses ohne vorherige Ausschreibung vergeben.

Information:

Künstlerhaus Edenkoben
Leitung. Hans Thill
Klosterstraße 181
67480 Edenkoben
Tel.: 06323/ 9484-0

geschaeftsstelle@kuenstlerhaus-edenkoben.de

Redaktionelles

Abschied: Saskia Pasion verlässt die Redaktion; da sie ein neues Projekt beginnen wird, kann sie leider die Herstellung der eXperimenta nicht mehr übernehmen. Sie hat der eXperimenta ein neues Gesicht gegeben. Die Redaktion und die Herausgeber bedanken sich für die gute Zusammenarbeit und wünschen ihr für die Zukunft alles Gute!

Skuli Björnssons

Hörspieltipp

Heiner Müller

Wolokolamsker Chaussee 1-5

Sendetemin auf HR 2 am Sonntag, 12. Aug 2012 14:05

SWF/BR/HR 1989, 84 Minuten

Regie: Heiner Goebbels

Bearbeitung: Heiner Goebbels

Komposition: Heiner Goebbels

Bundesarchiv-Bild 183-1989-1104-047,Berlin, Rede Heiner Müller

Die Wolokolamsker Chaussee, eine der Ausfallstraßen aus Moskau Richtung Westen, war gegen Ende 1941 eine Anmarschroute der deutschen Wehrmacht für den von Hitler befohlenen Angriff auf die sowjetische Hauptstadt. Erst kurz vor der Metropole kam der Vormarsch der unaufhaltsam scheinenden Invasionsarmeen zum Erliegen. Was mit dem Verteidigungskrieg gegen den Überfall auf die Sowjetunion begann, der Millionen von Gräbern hinterließ, hat die Realitäten und Feindbilder im gespaltenen Nachkriegseuropa geprägt. Die Rolle von sowjetischen Panzern bei der Etablierung der DDR, beim Aufstand vom 17. Juni oder beim „Kindertraum von einem Sozialismus ohne Panzer“ 1968, angesichts der Prager Invasion, gehört zu den zeitgeschichtlichen Fragen, die nicht nur für die DDR Identitätsfragen und provokative Anstöße waren.

Themen, die Heiner Müller 1985 – 1987 in fünf exemplarischen Lehrstücken aufgenommen hat.

Nach jahrzehntelanger Abstinenz vom Lehrstück hatten die Moskauer Ereignisse der letzten Jahre für ihn neue Zeichen gesetzt: „Die Situation ist reif für Veränderungen. Das ist der Moment, wo wieder gelernt werden kann, gelernt werden muss.“ „Wolokolamsker Chaussee“ heißt zugleich ein vielgelesener sowjetischer Roman über den Verteidigungskampf um Moskau von Alexander Bek, dem Heiner Müller nicht nur den Gesamttitel, sondern auch Motive und Figuren der beiden ersten Teile entlehnt hat. Teil III basiert auf der Fortschreibung der Erzählung „Das Duell“ von Anna Seghers, die Generationskonflikte der DDR-Aufbauphase behandelt.

Teil IV variiert das Grundmotiv von Kafkas „Verwandlung“, Teil V versetzt das Motiv vom undankbaren Adoptivsohn aus Kleists Erzählung „Der Findling“ in DDR-Verhältnisse nach 1968.

Heiner Goebbels erarbeitete seine Hörstücke mit Ernst Stötzner (Schaubühne Berlin) als Sprecher/Sänger aller fünf Teile, mit Alexander Kluge (Teil IV) und verschiedenen Musikgruppen.

„Auch wenn die Stücke sich unmittelbar und sehr konkret auf die Entstehung und Entwicklung der DDR beziehen, zieht sich doch als Hauptthema durch alle fünf historischen Etappen hindurch Müllers Auseinandersetzung mit dem tragischen, nicht auflösbaren Widerspruch vom ‚Feind im Spiegelbild‘. Mir geht es bei der Inszenierung und Vertonung dieser Lehrstücke deshalb um die monologische Erzählform und ihre Entsprechungen in der Musik und darum, die politische Perspektive dieser Texte für uns übersetzbar zu machen: nicht durch kunstvoll collagierte Elaborate, sondern durch rabiate, direkte Übertragungen in kulturelle Bereiche, die hier zuhause sind: durch die Arbeit mit (musikalischen) Kollektiven in meinem Lebensbereich – Frankfurt. Damit hoffe ich, im Hörer nicht nur ‚die Straße der Panzer‘, sondern auch eine Straße der Erfahrungen zurücklassen zu können, die von den an der Produktion Beteiligten gemacht wurden.“ (Heiner Goebbels).

eXperimenta-Formatvorlage

Sie möchten Ihren Text in der eXperimenta veröffentlichen?

Dann nehmen Sie uns etwas Arbeit ab und senden ihn direkt im geeigneten Format!

Die Vorlage dazu können Sie mit einer Email an **redaktion@experimenta.de** anfordern.

Wir freuen uns auf Ihre Einsendung!

Impressum

eXperimenta Online und Radio Magazin für Literatur und Kunst

www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V. Magister-Faust Gasse 37 in 55545 Bad Kreuznach und Dr.-Sieglitz Straße 49 in 55541 Bingen.

Email: redaktion@experimenta.de

Herausgeber: Rüdiger Heins, Luise Hepp und Carolina Butto Zarzar

Chefredaktion: Gabi Kremeskötter

Redaktion: Johanna von Ach, Angelika Knipfer, Bastian Exner, Emmanuel Losch, Joachim Mols, Kati Schwabach

Layout und Gestaltung: Hans-Jürgen Buch. Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins

Redaktionsanschrift:
Rheinland-Pfalz eXperimenta,
Dr. Sieglitz Str. 49, 55411 Bingen

Auflage: 15.857

Einsendungen erwünscht! Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an: redaktion@eXperimenta.de. Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung.

Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS INstitut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich.

Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

ISSN 1865-5661, URN: urn:nbn:de:0131-eXperimenta-2012-076

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.

Fotografien und Illustrationen:
Jennifer Bodrow, Rüdiger Heins, H.-J. Buch
Bilder: Stefan Noss, Reinhard Stammer
Titelbild: Reinhard Stammer

Die Druckausgabe kann für 12 € zzgl. Porto und Verpackung bestellt werden bei:
print-listl@gmx.de

Stefan Noss

Stefan Noss

eXperimenta

Herausgegeben von Rüdiger Heins, Carolina Butto Zarzar und Luise Hepp

H.-J. Buch: Der Lyriker – abwesend

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst

INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben - www.inkas-institut.de